Israelitische Wochenschrift

Nr. 21. Berlin, 20. Mai 1904. Jahrgang XIII.

Jüdische Gemeinde.

Fest-Gottesdienst.

Donnerstag, den 19. Mai, abends $8^1/_2$ Uhr.
Freitag, den 20. Mai, in der alten Synagoge morgens $8^1/_2$ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.
Predigten: Alte Synagoge, vorm. $9^1/_2$ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Eschelbacher. Neue Synagoge, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig. Synagoge Kaiserstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Blumenthal. Synagoge Lindenstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier. Synagoge Lützowstraße, vormittags 10 Uhr, Herr Dr. Warschauer.
Freitag, den 20. Mai, abds. 8 Uhr.
Samstag, den 21. Mai, in allen Synagogen: I. **Gottesdienst mit Seelenfeier** morgens $7^1/_2$ Uhr. II. **Gottesdienst mit Seelenfeier** vormittags 10 Uhr.
Predigten: Alte Synagoge Herr Rabbiner Dr. Stier. Neue Synagoge Herr Rabbiner Dr. Blumenthal. Synagoge Kaiserstraße Herr Rabbiner Dr. Eschelbacher. Synagoge Lindenstraße Herr Rabbiner Dr. Weiße. Synagoge Lützowstraße, Herr Rabb. Prof. Dr. Maybaum.
Abendgottesdienst 8 Uhr 57 Min.

Der Zutritt zum II. Gottes- ist nur gegen Vorzeigung der Eintrittskarten gestattet.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstraßen-Synagoge morgens $6^1/_2$ Uhr, in den anderen Synagoge morgens 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 7 Uhr.

Jüdische Gemeinde.

Die Erneuerung der Eintrittskarten zu den Synagogen erfolgt **vom 24. Mai bis 7. Juni d. Js.** in den Bureaus Oranienburgerstraße 29 und 30 und zwar
vormittags 9—12 Uhr (Sonntags 8—10 Uhr)
für die alte Synagoge,
für die Synagoge Lindenstraße,
für die Synagoge Lützowstraße;
nachmittags 12—3 Uhr (Sonntags 12—2 Uhr)
für die neue Synagoge,
für die Synagoge Kaiserstraße.

Näheres besagen die an den Eingängen ausgehängten Plakate.

Anträgen auf **Zustellung durch die Post** wird Folge gegeben, sofern außer den vorjährigen Karten und dem entsprechenden Betrage noch das Rückporto für einen Einschreibebrief beigefügt ist.

Wegen der Erneuerung der Karten für die **Betlokale** bleibt Ankündigung vorbehalten.

Berlin, den 15. Mai 1904.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Aus Anlaß der im Herbst d. J. vorzunehmenden

Ersatzwahlen zur Repräsentanten-Versammlung

werden die Mitglieder der hiesigen jüdischen Gemeinde darauf hingewiesen, daß zur Teilnahme an den Wahlen berechtigt sind: alle **männlichen**, volljährigen und unbescholtenen Mitglieder, welche sich selbständig ernähren und **während der letzten drei Etatsjahre** (seit 1. April 1901) **mit der Entrichtung der Gemeindebeiträge nicht im Rückstande geblieben sind.**

Ueber die Offenlegung der hiernach aufzustellenden Wählerliste wird anfangs August d. J. weitere Bekanntmachung erfolgen.

Berlin, den 1. Mai 1904.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

Für die **Pensions- und Relikteu-Kasse der preußischen Rabbiner** gingen ferner ein:

Ulm	1000	Mk.
Burgkundstadt i. Bayern	200	„
Emden (3. Sammlung)	108	„
Stettin (Nachtrag)	330	„
Frankfurt a. M.	150	„
Bingen (Vorstand der Israel. Gemeinde)	960	„
Königsberg i. Pr.: Stadtrat Magnus 300 Mk, Konsul Litten 300 Mk., Fritz Cohn 100 M, A. J. Lewin 100 Mk., Gebr. Löwenstein 100 Mk, Stadtrat Michelly 100 Mk, S Behrendtsohn 100 Mk., M Petsch 100 Mk., Emil Teppich 100 Mk, S. Mathias 100 Mk., Ad. Meyer 100 Mk, M. Minkowski 100 Mk., John Rosenfeld 100 M., Bauinspektor Sommerguth 100 Mk., William Leß 50 Mk, Nathan Josephsohn 50 Mk., M. Weißbrem 50 Mk., H. B. 50 Mk., Moritz Herrmann 30 Mk. Ungenannt 30 Mk, H. Levithan 25 Mk. Summa	2085	„
	4833	Mk.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 21 | Berlin, 20. Mai 1904. | Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Anzeigen für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 30 Pf. Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen entgegen.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Die heutige Nummer enthält das Jüdische Litteraturblatt Nr. 10.

Inhalt.

Artikel: Zum Wochenfest. Von Rabbiner Dr. B. Seligkowitz-Köthen. — Zum Gedächtnis Salomon Sulzers. IX. Von Eduard Birnbaum. — Das Zehnwort im Licht der sozialen Frage. Von Rabbiner Dr. Max Beermann-Insterburg. — Verein jüdischer Religionslehrer Ostpreußens. Von Adolf Peritz-Königsberg. — **Sprechsaal:** Ad majorem gloriam. — **Politik:** Deutschland in der Welt voran. — Verdächtige Patrioten. — Mr. Balfour über das Einwanderungsgesetz. — Marineminister Pelletan über den Antisemitismus. — Russenfreunde in Palästina. — **Wochenchronik.** Wochenkalender. — **Berlin:** Repräsentantensitzung. — Sulzerfeier. — Erholungsheim Pankow. — Vortragsabend. — **Magdeburg:** Vom Gemeindeverband. — **Paris:** Sitzung der Alliance. — **St. Petersburg:** Eine jüdische Kolonie in Brasilien. — **Konstantinopel:** Jussuf Effendi Krieger. — **Personalnachrichten und kleine Mitteilungen.** — **Feuilleton:** Ein Frauenleben. Von C. Berg. (Fortsetzung.) — **Brief- und Fragekasten.** — **Inserate.**

Zum Wochenfest.

Von Dr. B. Seligkowitz-Köthen.

Wenn es wahr ist, was man so häufig als Forderung hinstellt, daß der Theologe nicht bloß mit seinen speziellen Fachdisziplinen, sondern auch mit den Errungenschaften und Resultaten der übrigen Wissenschaften, wie Philosophie, Naturgeschichte, Archäologie, Geschichte sich befreunden soll, weil eben alle diese Gebiete in die Religionswissenschaft einmünden und Waffen für oder gegen sie liefern, so verdoppelt und steigert sich dieses Postulat unleugbar in Rücksicht auf die Wissenssphäre, mit der sich die vergleichende Religionswissenschaft befaßt. Nicht allein wird durch derartige Studien der Blick des Theologen erweitert, sondern er findet hier auch unschätzbares Material für die Apologie des Offenbarungsglaubens. Die Bibel tritt dadurch aus der Isoliertheit heraus; die Offenbarung gewinnt neues Licht; sie zeigt sich nicht bloß als der isolierte Polarstern, sondern ihre Strahlen schimmern auch, freilich in einem matten, magischen Halbdunkel, durch die mythologischen Nebel des Heidentums hindurch, und es drängt sich schließlich die Ueberzeugung auf, daß die alten orientalischen Völker, trotz der vielen Irrfahrten, die sie im Laufe der Zeit gemacht, doch manche religiöse Grundidee als gemeinsames Erbteil aus dem Schiffbruch der Wahrheit gerettet hatten. Wir machen nicht selten mit Verwunderung die Wahrnehmung, daß die Heidenwelt lange nicht in dem Maße von dem Pfade der Wahrheit abgewichen war, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, sondern daß die Vorsehung immer noch über ihr gewaltet hat. Freilich gilt das mehr für die ältesten Völker; je mehr wir nämlich der Wiege des Menschengeschlechts uns nähern, desto ungetrübter fließen ihre religiösen Anschauungen und Traditionen; je mehr wir uns aber von ihr entfernen, desto gebrochener und unreiner scheinen die Strahlen der Offenbarung durch das Prisma des mythologisierenden Geistes.

Welche Tragweite die bedeutende Uebereinstimmung der ältesten Kulturvölker der Menschheit in so vielfachen urgeschichtlichen Punkten mit der Bibel hat, liegt auf der Hand. Die Zeit ist nun vorbei, wo noch ein Mann der Wissenschaft die Urgeschichten der Bibel für ein bloßes Mythenbuch erklären kann, ohne sich ein wissenschaftliches Armutszeugnis auszustellen. Denn gerade die orientalischen Forschungen, die Indologie, Parsologie, Assyriologie, Egyptologie bestätigen ihren historischen Charakter. Die Bibel hat dadurch aufgehört, vereinsamt wie eine Pyramide in der Weltgeschichte dazustehen, da ihre religiösen und geschichtlichen Ueberlieferungen durch den geschlossenen Völkerkranz der Vorzeit bewahrheitet worden.

Es erhebt sich nun aber die Frage nach dem Grunde dieser Erscheinung. Woher diese auffallende Uebereinstimmung und diese mannigfachen Berührungspunkte?

Es gibt nur drei mögliche Hypothesen, um diese Tatsache zu erklären. Die nächstliegende ist, an eine gegenseitige Entlehnung zu denken. Allerdings, wenn es sich bloß um die Hebräer und Egypter handelte, ließe sich am Ende eine Entlehnung annehmen. So aber erstrecken sich die Berührungspunkte über weitere Völkerkreise. Und wenn man bedenkt, wie sie geographisch, sprachlich und kulturhistorisch auseinanderfielen, wie sie vielfach in politischem und religiösem Antagonismus zu einander standen, — dann verliert diese Hypothese alle Wahrscheinlichkeit. Die mosaischen Bücher aber als die gemeinsame Quelle anzunehmen, woraus sie alle geschöpft hätten, ist schon deshalb unstatthaft, weil die heiligen Schriften der ältesten

Kulturvölker des Orients fast sämtlich über das Zeitalter des Mose hinausragen, weshalb jene auch nicht aus den Büchern Moses geschöpft haben können.

Ein zweiter Erklärungsgrund, den man zur Lösung der in Rede stehenden Frage aufstellen könnte, wäre ein philologischer. Man könnte nämlich sagen und hat es auch getan, es läge in der ursprünglichen geistigen Organisation des Menschen, gewisse religiöse Ideen durch eine Art von Naturnotwendigkeit zu produzieren, sobald er zu einer gewissen Höhe der Entwicklung gelangt sei, etwa wie alle Völker in der Raum- und Zeitanschauung übereinstimmen. Allein dagegen ist zu bemerken: wie kommt es denn, daß neben der Harmonie eine so durchgreifende, vielseitige Differenz und Diskrepanz auf ein und demselben Gebiete zu Tage trat? Was wirklich in der natürlichen Organisation oder, wenn man lieber will, im Naturmechanismus des Geistes liegt, muß sich auch bei allen Menschen wesentlich gleichmäßig umgestalten, wie es bei dem Beispiel der Raum- und Zeitanschauung und überhaupt bei den natürlichen Gesetzen des Denkens der Fall ist.

Zudem handelt es sich in unserer Frage nicht um religiöse Ideen, sondern um geschichtliche Ueberlieferungen. Es kann aber doch wahrscheinlich nicht in der Naturbeschaffenheit des menschlichen Geistes liegen, auch historische Ereignisse mit Notwendigkeit zu produzieren. So bleibt also nur die Annahme übrig, die urgeschichtlichen Berührungspunkte zwischen den verschiedenen Völkern unter einander und mit der Bibel als Reste und Erinnerungen aus der alten gemeinsamen Urzeit und Uroffenbarung anzusehen. Die ethnologischen und vergleichenden Sprachforschungen weisen ja immer mehr die Abstammung der Völker von einander und die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts nach. Hier ist also die Deszendenzlehre am Platz. Stammen aber wirklich die Völker wie Zweige von einem Urstamme ab, dann konnte dieser die bedeutungsvollen Ereignisse der Vorzeit, wie Paradies, Sündenfall, Sintflut u. s. w. durch Tradition auf die Abkömmlinge vererbt haben, und so wäre die Uebereinstimmung hinsichtlich der Urgeschichte erklärt.

Bei dem ganzen Ansturm gegen den Offenbarungsgedanken im Alten Testament hat sich wieder einmal gezeigt, wie wenig psychologisch die Vertreter der historischen Aufklärung zu denken vermögen, indem sie meinen, durch gewisse wissenschaftliche Banalitäten eine religiöse Vorstellung beseitigt und überwunden zu haben, die einer innern Erfahrung des Menschen Ausdruck gibt. Da glauben die Wissenschaftler etwas Ungeheures geleistet zu haben, wenn sie den heiligen Schauer zerstört haben, der sich um gewisse Taten und Geistesschöpfungen der Vergangenheit gelegt hat, und wenn sie das, was den Menschen übernatürlich gewirkt schien, eingeordnet haben in die natürlichen Verkettungen des Lebens und des Geschehens. Sie bemerken dabei aber gar nicht, daß in den zertrümmerten Vorstellungen weit mehr Wirklichkeitserkenntnis steckte, als in den vagen Entwicklungslehren, die sie an die Stelle gesetzt haben. Ob und in wie weit z. B. der Gott des „Hamurabi" dem Gotte des Alten Testaments ähnlich sei, das ist durch philologische Wissenschaft ganz und gar nicht festzustellen. Denn Gott ist ein inneres Erlebnis, und wer so in den äußeren Aehnlichkeiten hängen bleibt, daß er nicht den ungeheuren, unvergleichlichen Unterschied des hebräischen Gottes von den Naturgesetzen Babels erfaßt, der ist wahrscheinlich in dieser Frage weniger kompetent, als die einfachste gläubige Frau aus dem Volke, die instinktiv die mächtige Seelenbeziehung ahnt und durchfühlt, die die Weisen des Alten Testaments mit ihrem Gotte verband — eine Seelenbeziehung, die eben auch die Offenbarung der zehn Gebote auf dem Berge Sinai zu etwas innerlich ganz und gar anderem macht, als es die kulturgeschichtlich ähnlichen Vorgänge in den Myten anderer Völker sind.

Wie kommt es, so fragen wir, daß jene babylonische Gottesauffassung nur in geborstenen Steinbruchstücken und nicht als schöpferisches herzbewegendes Ganzes auf uns kam? Eben weil der monotheistische Gottesgedanke dort zwar den äußern Umrissen nach entstanden, aber niemals so schöpferisch und gewaltig konzipiert, so feurig erlebt und erlitten wurde, wie im Alten Testament. Darum eben liegt in der alten Thora von der Bibel als der Offenbarung Gottes doch zehnmal mehr Wahrheit als in jener Verwischung jener Unterschiede, wie wir sie in den Deutungen der neuesten Forschungen vor uns haben. Im Alten Testament ist das „Göttliche gegenwärtig", weil es von genialen Menschen in höchster Konzentration aller Willensmächte erfaßt wurde.

Es ist „keine Verirrung des Menschengeistes", sondern das Ergebnis tiefen Wirklichkeitssinnes, daß man jene geistigen Monumente der Bibel nicht als „interessante" Literatur neben anderer Literatur, sondern als die heilige Schrift, das Wort Gottes, die Offenbarung Gottes zu bezeichnen das Bedürfnis trug. Es ist auch kein Zufall, daß gerade das jüdische Volk „auserwählt" wurde, daß in seiner Mitte die höchste Wahrheit Wirklichkeit werden sollte, weil das höchste Leben und die höchste Wahrheit nicht intellektueller, sondern ethischer Natur ist, weil die tiefste Wahrheitserkenntnis des Menschen nicht in seinem Verstand und in seiner Vernunft, sondern in dem sittlichen und religiösen Mittelpunkte seines Lebens, in dem Herzen liegt, das Gut und Böse unterscheidet.

Das unphilosophische Volk der Hebräer hat die höchste Wahrheit erkannt, nicht die kunstbegabten und philosophischen Völker der Babylonier, Griechen und Römer, denn die höchste Wahrheit kann nicht durch Forschung, überhaupt nicht durch die bloße Erkenntnistätigkeit gefunden werden, weil sie Gott selbst ist. Gott aber ist weder ein Naturgesetz, noch eine Idee, sondern ein selbstbewußtes vollendetes Ich und offenbart sich denen, die Hunger und Durst nach ihm haben, nicht aber dem Philosophen, der ihm zum Gegenstand hochmütiger Spekulation macht.

Zum Gedächtnis Salomon Sulzers.

Von **Eduard Birnbaum.**

IX.

Den Namen דוראים legte er dem Werkchen darum bei, weil er es dem Andenken seiner verstorbenen Frau, Fanny Sulzer, widmete, wie die auf der Innenseite des Umschlags befindliche Widmung in hebräischer Sprache besagt, die da lautet:

לאזכרת אשת נעורי
פאנני זולצער נ"ע
אעלה את זכרך על ראש שרתי לפ"ק

In dem Vorwort führt er drei Gründe an, die ihn zur Herausgabe bestimmten, die schon darum hervorgehoben zu werden verdienen, weil man ihm die Anstrebung von Gemeindegesang absprechen wollte. „Zuvörderst beabsichtige ich durch dasselbe auf den Unterricht der israelitischen Schuljugend in den liturgischen Gesängen regelnd und erleichternd einzuwirken. . . . Ferner soll durch dieses Werkchen es auch den kleineren Gemeinden möglich gemacht werden, ohne be-

deutenden Aufwand von Mitteln und Kräften den Gottesdienst zu regeln und in eine edlere musikalische Form zu bringen. Schließlich wünsche ich damit zur Förderung der häuslichen Andacht beizutragen, und den Sinn für religiöse Musik im Kreise der Familie zu wecken . . .“ und fügt hinzu: „Sollte dieses Gesangbüchlein dazu beitragen, die heranwachsende israelitische Jugend mit den Tempelgesängen vertraut zu machen, so, daß allmählich auch in Israel die ganze Gemeinde an den liturgischen Chorälen in feierlicher und erhebender Weise sich beteiligen könne, so würde mir dies für meine beinahe durch vier Dezennien fortgesetzten Bemühungen auf dem Gebiet des Kultus reichliche Belohnung sein“. Warum er sich auf dem Umschlagstitel als „Sal. Sulzer sen.“ bezeichnet, ist mir nicht klar. Möglich, daß er, seitdem sein alter Vater in Hohenems gestorben war, sich als den Senior der Familie bezeichnen wollte. (Im Plutarch II (1848), S. 238 wird der Vater als ein Mann von mehr als 90 Jahren noch als lebend erwähnt. Vgl. auch Annalen von Jost 1839 S. 205, Anm. 2.) 1864 erhielt er den ottomanischen Medschidje-Orden 4. Klasse, 1865 wurde er, wie bereits erwähnt (oben S. 204), seines Amtes suspendiert, jedoch wurde die Suspension bald aufgehoben.

Ueber ihre Ursache und über die eigentümliche Szene, die sich am Samstag, 9. September, im Tempel abspielte, berichten die „Illustr. Monatshefte“ II, S. 74 des Ausführlichen. Die Suspension wurde vor dem Versöhnungsfest, infolge einer Petition von Gemeindemitgliedern, aufgehoben. In demselben Jahr erschien sein „Schir Zion II“. Er widmete diesen reichhaltigen Band seinem Freund und Gönner, dem bekannten Dichter Mosenthal, dessen Bruder in Kassel ebenfalls Synagogen-Komponist gewesen war. (Seine deutschen Gesänge in Büdingers קול זמרה (1832), einige hebräische in meiner Sammlung, Handschr. 118.) Auf den Inhalt dieses Bandes kann hier nicht näher eingegangen werden, indeß mögen einige Gedanken aus der Vorrede wiedergegeben werden. Ueber das halbe Jahrhundert sprechend, das verflossen sei, seitdem ihm die Vorsehung die Gabe des Gesanges verliehen, kommt er auf die Entartung des Sanges bei den Juden zu sprechen, indem er sagt: „Zu lange hatte auf den Juden der Druck des Mittelalters, der Fluch finsterer Jahrhunderte gelastet, als daß nicht jener Schwung des Geistes, ohne den die freie, heitere Kunst der Harmonie keine naturgemäße Entwicklung hoffen darf, gelähmt worden wäre. Da mußte denn freilich der Sang entarten, und nur dem unverwüstlichen besseren Kern der Nation ist es zuzuschreiben, daß er nicht ganz ausstarb. Angesichts des bitteren Leides, das Bosheit und Unverstand über das arme, gepeinigte Volk herbeigeführt haben, wäre es nichts Unnatürliches gewesen, wenn unsere Sänger, den Vätern an Babylons Strömen gleich, ihre Harfen an den Trauerweiden zerschellt hätten, um nicht das heilige Zionslied auf dem fremden ungastlichen Boden zu singen, der ihnen nie ein Vaterland werden wollte. Dennoch schwieg die Welt der Töne niemals gänzlich und die edleren Weisen, die aus einer besseren Vergangenheit herüberklangen, erhielten sich noch lange im Munde und im Herzen. Allein, wie mißhandelt wurden sie, welche Gesellschaft mußten sie sich oft gefallen lassen, wie grob hatten Unbildung und Geschmacklosigkeit sich daran vergangen!“ Und nachdem er seine Genugtuung darüber geäußert, daß sein „Schir Zion I“ verwandten Geistern einen Impuls verliehen, daß sie „mit Verständnis, Erfahrung, Kunstsinn und Studium die Veredlung des gottesdienstlichen Gesanges fördern helfen“, wenn auch hier manchmal „die leeren Sänger noch lauter als die vollen Aehren rauschten“, kommt er auf den Inhalt des „Schir Zion II“ zu sprechen, der nicht bloß „eine Ergänzung seines Vorgängers“ sein wolle. „So glaube ich denn“, schließt er, „meinen Glaubensgenossen und vorzüglich meinen Amtsbrüdern das Vermächtnis einer denkwürdigen Periode der Geschichte unserer liturgischen Musik zu übergeben, an die sich gewiß noch in spätesten Zeiten dauernde Erinnerungen knüpfen werden“.

1866 feierte er dann (an seinem 62. Geburtstag) sein 40jähriges Jubiläum, zu welcher Gelegenheit Eduard Kulke seine „biographische Skizze“ über Sulzer erscheinen ließ, und Philippson, der bereits 1853 über ihn schrieb, berichtete über diese Feier im „Volksblatt“, Nr. 16, wie er in Nr. 23 eine „Charakterskizze“ über ihn veröffentlichte. Er wurde auch vom Kaiser in Audienz empfangen, um den Dank für den Empfang eines Brillantrings aussprechen zu können, und im Jahre 1874 erhielt er das Ehrenbürgerdiplom der Stadt Wien.

(Schluß folgt.)

Das Zehnwort im Licht der sozialen Frage.

(Zum Schabuot).

Von Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg.

In Wald und Feld spüren wir des Ewigen Walten. Im milden Lichte leuchtet froh der Lenz. Doch heller noch als Sonnenglanz und Himmelsklarheit erstrahlt die lichte Leuchtkraft des göttlichen Wortes, die ewige Botschaft der himmlischen Vaterhuld.

Im Geiste pilgern wir zum Offenbarungsberg, vernehmen wir die erlösenden Worte von Sinai und fühlen, wie die göttliche Bergpredigt von ihrer Frische und Lebendigkeit trotz der Jahrtausende nichts eingebüßt hat.

Auch unserer Zeit ist das Zehnwort vom Horeb Leuchtturm und Wegweiser, Anker und Schutzwehr, Schild und Schwert. Wohl uns, wenn wir von ihm uns durch die Irrungen des Lebens leiten lassen. Von wirtschaftlichen Gegensätzen ist die Welt zerklüftet, am sozialen Weh leiden die Menschen, das ewig junge Gotteswort zeigt uns Klarheit und Wahrheit auch in diesen Wirren. So wollen wir die soziale Frage heute betrachten im Licht des Zehnworts.

„Ich bin der Herr dein Gott“, so ertönte die Donnerstimme in heiliger Offenbarungsstunde; ich walte in Natur und Geschichte, ich lenke der Sterne Pfade und der Menschen Geschicke. Verschieden ist eines jeden Erdenkindes Kraft und Anlage, verschieden seine Begabung und Fähigkeit. Verteiltet ihr alle Güter der Erde zu gleichen Teilen — dem Rüstigen und Klugen wird sein Gut sich mehren, dem Schlaffen und Trägen wird es allgemach dahinschwinden, und wieder gähnt die Kluft zwischen Arm und Reich.

Nicht vernichten und beseitigen, aber mindern und verringern kann und soll man den Zwiespalt, der zwischen dem Wohlstand und der Dürftigkeit sich auftut.

Darum spricht das erste der zehn Gebote: Du Reicher, vergiß nicht des Gottes, der dir deinen Besitz nur zu Lehen gegeben hat, verwalte deine Habe zum Heil der Mitmenschen; du Armer bleib eingedenk des Gottes, der arm macht und reich, bescheide dich und hoffe auf den Ewigen, der auch dich zu führen vermag aus Nacht zum Licht, רש ועשיר נפגשו so reichen sich Arm und Reich die Hände, der Reiche gewährt gern, der Arme empfängt ohne Verbitterung, denn עושה כלם ה' ihr aller Schöpfer ist der Ewige.

So ist der Glaube an Gott ein Friedensbringer im wirtschaftlichen Kampf. Anders das Götzentum in moderner Ver-

kleidung. „Du sollst nicht andere Götter haben vor meinem Angesicht". Du herzloser Anbeter des Mammon, der du vor Gold und Geld im Staub liegst, du denkst nur an deinen Vorteil, sinnest nur, wie du deinen Besitz mehren kannst, und des Dürftigen erbarmst du dich nicht. Du Knecht der Lust, der du taumelst von Vergnügen zu Vergnügen und irdischen Freuden nur huldigst, auch du willst nichts wissen von der Pflicht der Liebe gegen deine Mitmenschen. Du Ehrgeiziger, der du in atemloser Hast deinen selbstgeschaffenen Phantomen nachjagst, du achtest nicht des unglücklichen Bruders, beugst dich nicht zu ihm hernieder ihm zu helfen und zu erheben. Gott ist euch fern, darum fehlt euch die Sehnsucht, Glück und Frieden unter den Menschen zu verbreiten.

Wo das Gottbewußtsein im Herzen erstorben und die Verehrung des himmlischen Vaters aus der Brust geschwunden ist, da will die Liebe zu den Menschenbrüdern nicht wurzeln, und Treu und Glauben unter den Menschen ist bedroht.

„Du sollst den Namen Gottes nicht zum Falschen aussprechen", mahnt das dritte Wort. Höchste Bürgschaft für eine Aussage ist der Eid, die Anrufung Gottes, des Hortes der Wahrheit, des Allwissenden, der Herz und Nieren prüft. Androhung weltlicher Strafe hat sich ohnmächtig erwiesen gegenüber der wachsenden Zahl der Meineide, nur die Stärkung des Glaubens an den Herrn aller Geister vermag die rechte Ehrfurcht vor der Heiligkeit und Weihe des Eides, vor der Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit des Schwures in den Herzen hervorzurufen.

Ein immer erneutes Treugelübde an Gott ist die Hut des des Sabbats. „Gedenke des Sabbats, ihn zu heiligen." Ein jeder hat ein Recht auf Ruhe, ein jeder ein Recht auf Arbeit. Wie die sabbatliche Ruhe geweiht ist durch den Gedanken an Gott, so soll auch die Werktagsarbeit geheiligt sein durch den Hinblick auf ihn. Es gibt einen brutalen Mammonsdienst, schreibt einer der edelsten Denker unserer Zeit, und eine gottähnliche Arbeit. Zwischen diesen himmelweit verschiedenen Begriffen muß unser Geschlecht unterscheiden lernen. Kein Mensch hat eine wirkliche Arbeit verrichtet oder kann eine solche verrichten, wenn nicht auf religiöse Weise, weder der arme Tagelöhner, noch der Arbeiter, der deinen Rockstoff webt oder deine Schuhe flickt. Alle Menschen, die nicht im Sinn des großen Arbeitgebers schaffen, machen für sich und andere schlechte Arbeit. Jeder soll in seinem Kreis und an seinem Teil sich bewußt werden, ein Genosse Gottes bei der Erhaltung und Fortentwicklung der Welt zu sein. Jede Arbeit, und sei sie noch so schlicht und gering in den Augen der Menschen, wird durch das Bewußtsein, daß sie zur Erhaltung der Welt dienen soll, zu einem Melechet hakodesch, zu einem Gottesdienst.

Dem Sabbatgebot folgt die Forderung: „Ehre deinen Vater und deine Mutter!" Bedeutsame Zusammenstellung. Ist in einem Haus für die Ehre Gottes gesorgt, wirds auch an der Verehrung der Eltern nicht fehlen, von der mit Recht der Bestand des gesamten Staats- und Gesellschaftslebens abhängig gemacht wird — „damit es dir wohlgehe und du lange lebest auf dem Boden, den dir der Ewige gegeben hat." Wo die Kinder nicht gewöhnt werden, dem Willen ihres himmlischen Vaters sich zu fügen, da wird auch der Gehorsam gegen die Eltern nur schwer erzielt werden, und mit der göttlichen Autorität auch die irdische verblassen. Zügel- und Zuchtlosigkeit, Leidenschaft und Willkür, Laster und Lüste werden ihre Schreckensherrschaft entfalten.

Warnend fügt daher die Schrift an: „Du sollst nicht morden". Heilig sei dir das Menschenleben — auch dein eigenes. Ein Wort, das zu einer Zeit, wo man von Selbstmordseuche spricht, tiefernste Bedeutung hat. Heilig sei dir das Menschenleben, deines und des Bruders, daß du nicht im Zweikampf es gefährdest. Die Duellwut, ein barbarischer Rest entschwundener Zeit, nährt sich von dem Wahn, die befleckte Ehre könne durch Blut reingewaschen werden, und steht im Bund mit einem falschen Ehrbegriff, den ein moderner Dichter in einem Drama mit Recht so scharf geißelt, als ob es Standes- und Geburtsehren gäbe und nicht die Ehre vielmehr ein sittliches Gut sei, das in der Pflichttreue und in der Lauterkeit des Charakters sich bekundet. Wer schändlich lebt, ist ohne Ehre, auch wenn er mit hohem Standesbewußtsein sich brüstet; wer treu und gütig ist, ist ein Ehrenmann, auch wenn ihm der Sittenkodex eines Standes die Ehre abgesprochen hat.

Ist die Gedankenbrücke hiervon zu dem siebenten Gebot: „du sollst nicht ehebrechen", nicht leicht zu schlagen? Wo es zum guten Ton gehört, die Heiligkeit der Ehe in Wort und Werk zu verspotten, da ist an Stelle der Ehre — und spreizt sie sich noch so breit und dünkt sie sich noch so hoch — die Ehrlosigkeit getreten. Heilig sei dir das Familienleben; es ruft das Wort zur Selbstbesinnung zumal die Großen und Reichen in Israel, aus deren Häusern leider mit der alten Einfachheit auch die alte Sittenreinheit hie und da gewichen ist, es wendet sich das Wort an die Frauen in Juda, durch Anspruchlosigkeit und Bescheidenheit, durch Meidung von Pracht und Prunk, durch Verachtung jedweden Luxus die zeitige Gründung des Hausstandes zu ermöglichen, auf daß vom jüdischen Stamm immerdar gelte: והיה מחניך קדוש, dein Lager ist heilig.

Solche Schlichtheit der Lebensführung wird einen Wall bieten gegen die Uebertretung des achten Wortes: „du sollst nicht stehlen", sollst treu und ehrlich sein, niemanden übervorteilen, niemanden ausbeuten, das Recht des Dienenden achten, die Ansprüche der Abhängigen ehren. Solche Gradheit der Daseinsgestaltung wird zur Folge haben, daß dieses Verbot auch in seinem übertragenen Sinn beachtet wird. Du sollst nicht heucheln und täuschen, die gesellschaftliche Falschheit sollst du meiden, aufrichtig und redlich sollst du sein. Was die Modernen konventionelle Lügen nennen, ist den Alten Gnebat Daat, gilt ihnen als verruchtes Unrecht: mit glatter Zunge trügerische Reden zu führen im Zwiespalt von Herz und Mund. Die ganze Fülle der Verachtung wird dem, der achat bepeh achat beleb anders spricht, als er denkt.

Gegen Zungensünden richtet sich auch der neunte Ausspruch: „Du sollst nicht falsches Zeugnis aussagen wider deinen Nächsten". Ein Wort, gegen das nicht nur vor Gericht, sondern auch sonst im Leben mannigfach gefehlt wird. Wie leicht wird in der Unterhaltung eine Behauptung gegen den Nebenmenschen auf Verdacht oder Mutmaßung hin ausgesprochen, und bei näherer Prüfung erweist sich die Anschuldigung als falsches Zeugnis. In unserm papiernen Zeitalter wird aber auch schriftlich aufs ärgste gegen dies Gotteswort gesündigt. Die widerliche Parteihetze greift gewissenlos zur Lüge und Verdächtigung, und freventliche Anschuldigung der Gegner gehört leider zu den Kampfesmitteln, die immer allgemeiner werden.

Dem gegenüber predigen wir den Ruf zur Umkehr und Einkehr, zur Selbstbesinnung und Selbstläuterung, zur Weihe und Heiligung der Gesinnung und des Gemütes im Sinn des zehnten Gebots: „Du sollst nicht gelüsten". מכל משמר נצור לבך Mehr als alle Schätze hüte dein Herz, denn es ist der Quell des sittlichen Lebens. In dieser Forderung, die das Gepräge tiefster Verinnerlichung der sittlichen Auffassung trägt, gipfelt das Zehnwort und widerlegt so am trefflichsten die An

No. 10. — 1904. Jüdisches Jahrg. XXVII.

Litteratur-Blatt.

Zur Beleuchtung aller Judentum und Juden betreffenden litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Ethnographie, Theologie, Orientalia, Exegese, Homiletik, Liturgik und Pädagogik.

Begründet von Rabbiner Dr. **M. Rahmer.**

Verantwortlicher Redakteur:
Rabb. Dr. **L. A. Rosenthal** in Preußisch Stargard.

Verlag und Expedition:
Arthur Scholem, Berlin C., Roß-Straße 3.

Bücher der einschlägigen Litteratur, deren Besprechung in diesem Blatte gewünscht wird, sowie Briefe und Manuskripte sind an die Redaktion Inserate u. Beilagen an die Expedition franco einzusenden.

Rahmer's „Jüdisches Litteratur-Blatt“ erscheint **monatlich** zwei Mal und kostet bei allen Buchhandlungen (oder bei direktem Bezuge durch Arthur Scholem, Berlin, Roßstr. 3) vierteljährlich **eine** Mark. — Die Abonnenten der in demselben Verlage erscheinenden **„Israelitischen Wochenschrift“,** welche bei allen Postanstalten und Buchhandlungen vierteljährlich **3.— M.** kostet, erhalten das „Jüdische Litteratur-Blatt“ als **Gratis**-Beilage. — **Inserate** werden mit **20 Pfg.** die viergespaltene Zeile berechnet und sind an die Expedition in Berlin zu senden.

Nochmals Professor Dr. Ludwig Blau und mein Buch „Die Mischna; Aufbau und Quellenscheidung“

(Straßburg, Trübner.)

Von Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal, Pr.-Stargard.

(Schluß.)

Nun hat sich Blau, wie wir sehen, in der Entgegnung nur an die leichter zu erfassende Seite gehalten, an Alphabete und Reime, welche immerhin nicht die strengtalmudischen Erörterungsgegenstände sind. Er hat mit mir getan, was ich nicht wollte; ich sagte, ich könnte mit ihm fertig sein, bin aber auf alles eingegangen. Er hat sich aber beeilt, fertig zu werden, indem er erklärt, auf meine übrigen Bemerkungen schon aus Raummangel nicht eingehen zu können. Trotz des engen Raumes hat er sich aber in der Besprechung eine Spalte lang mit Gemeinplätzen beschäftigt, statt mit meinem Buche. Ich habe das vorausgesehen, daß der Raummangel wird zur Ausflucht dienen müssen und habe mich zur Notwehr in mein eigenes Blatt hinein geflüchtet. Ich stelle Blau hier, wo Raum vorhanden ist, soviel Spalten zur Verfügung, wie er nötig hat, um auf den Vorwurf zu antworten, daß er in Ber. 3_1 eine Jeruschalmistelle zu meinen Ungunsten gelinde gesagt verkannt hat. Auf diesen Vorwurf muß er antworten, um seine wissenschaftliche Ehre zu retten, und er hat es nicht getan. Ich habe ihm vorgeworfen, daß er eine Stelle (über Demai) in verdunkelnder Weise, aus dem Zusammenhang gerissen, behandelt hat. Ich habe gezeigt, daß er meine berechtigte Kennzeichnung Eliesers, die sich von selbst rechtfertigt, in gleicher Weise behandelt hat. Er hat nicht einen Versuch gemacht, derartiges zu entkräften. Was hindert mich daran, hier den Grundsatz anzuwenden: Dies mit Verachtung strafen heißt שתיקה כהודאה דמיא?

Daß Blau auf meine weiteren Gegengründe nicht hat antworten können, scheint er dadurch wider Willen anzudeuten, daß er statt der gegebenen Erörterungspunkte neue Fragen hineinwirft. Das ist mir gerade Recht, denn an ihnen kann ich neue Taschenspielerstückchen (das ist doch schön gesagt) ausführen. Aber ferner antworte ich nur, wenn auf die hier berührten Dinge eingegangen wird, sonst nimmt die Sache kein Ende.

Das Neue, was mir Blau nun entgegenhält, soll jedenfalls vernichtend wirken. Es soll das von ihm nun noch schärfer ausgesprochene Urteil begründen, daß meine Schrift „eher zur Verdunkelung, als zur Aufhellung der geschichtlichen Entwicklung der Mischna beiträgt“, daß „die Uneingeweihten irregeführt, die Eingeweihten abgeschreckt werden“. Er sagt: Chagiga 1_8 werden erwähnt: „Nedarim, Sabbat, Chagigah, Meïloth, Dinin, Abodoth, Toharoth, Tumoth und Arajoth. Nach R. S. 32 hätten wir hier ein tanaïtisches Zeugnis für unsere Sedarimreihe (?!)“.

Da bleibt mir in der Not nichts übrig, als ein „Taschenspielerstückchen“, wie es Blau mir zumutet, auszuführen. Sehen Sie dies schwarze Stäbchen, meine Herrschaften? Ich klopfe damit auf den Tisch, und mit einem Mal erscheint in der Mischna (Peah 1_1) Peah, Biccurim, Raajon, Gemiluth Chassadim, Talmud Thora. Ich klopfe wieder, und siehe! Peah steht am Anfang der eigentlichen Seraïmtraktate*), Biccurim an deren Ende, Raajon in Chagigah am Ende von Moëd, Gemiluth Chassadim gehört ohnedies zu Peah, erscheint aber mit Talmud Thora in Kidduschin am Ende der Ordnung Naschim. Ich klopfe wieder, und es erscheinen Peah und Kidduschin, wo wir uns jetzt befinden, „Dinge, deren Früchte man in dieser Welt genießt, während der Hauptlohn in jener Welt feststeht“. Verehrung der Eltern in Peah und Kidduschim am Ende von Naschim! Sehen Sie jetzt nach, meine Herrschaften, ich habe plötzlich alle diese Gebiete an Anfangs- und Endpunkte von Sedarim hingezaubert! Nun kommen wir zu der Stelle Chagigah 1_8. Ich eskamotiere Nedarim, das mir unbequem ist, fort, indem ich sage, es sei der Anfang des alten Naschimseders (s. Zusammenhang der Mischna I, S. 53, 59 ff.), ich lasse Arajoth verschwinden, indem ich sage, es sei der Anfang der jetzigen Frauenordnung, indem es in Jebumoth am Anfang steht, hier wie dort בתו

*) Vergl. mein Buch S. 20, 21 etc.

מאנוסתו als Hauptsache — und auch nach Blau, wie ich später erhärten werde, spielt das Gedächtnis, also demnach auch der gedächtnismässige Uebergang von Traktat zu Traktat eine große Rolle — wie käme sonst Arajoth dazu, hier so oft erwähnt zu werden? — Sabbat ist der Anfang des Seder Moëd, wo wir uns befinden, Chagigah dessen Endpunkt (alles durch mein schwarzes Taschenspielerstäbchen!). Sind die Linien von Seraim, Moëd, Naschim hier gezogen, so folgen nun Dinin, nämlich Nesikin, einst mit Dine Mammonoth in Sanh. 1_1 beginnend (s. Zusammenhang d. M. I, 48, 50 ff.), Abodoth, das ist die Ordnung vom Tempelgottesdienst Kodoschim; Taharoth und Tumoth, das ist die Ordnung Toharoth. Und in Kidduschin wird sich mit einem Mal an zwei Orten der Mischna eine Hagadah finden, in welcher dies alles ausklingt. Aber Meïloth! Am besten, ich bitte Blau, mir dies eine zu erlassen, denn auf ein Gebiet kommt es doch nicht an? Meïloth kann ja aus uns nicht mehr bekannten Gründen, vielleicht als früherer Schlußpunkt von Kodoschim hierhergekommen sein. Ich klopfe — Tischlein deck' dich! Wo haben wir noch גופי הלכות? In Aboth! Wo es heißt קינין ופתחי נדה הן הן, גופי הלכות und da hätten wir neben Meïloth in Kinin wirklich den Schlußtraktat von Kodoschim vor uns, — ob nun Niddah nicht in irgend einer Ordnung, wie in der Gemarah, am Anfang von Toharoth hinter Kinin gestanden? Wer mag's wissen? Will Blau das nicht annehmen, so ist Meïloth das einzig Unerklärliche והדר' תיובתא לדוכת'.

Nicht wahr? Uns wirbeln die Köpfe. Alles die Taschenspielerei. Aber ernsthaft gesprochen: Wie kommt es, daß diese Stellen gerade derartige Gebiete bringen? Sind das alles Zufallslaunen? Dann müßte mir der Zufall sehr günstig und gefällig gewesen sein. Hier haben wir verwandte Mischnareihen, die, einer Quelle angehörig (vielleicht einst eine Einleitung zum Lehrvortrag bildend), dann verteilt worden sind (die Hagadoth der Tosseftha Peah finden sich im Talmud Kidduschin behandelt, die von Kidduschin in Peah — sie waren also zwischen diesen Gebieten beweglich), die uns aber vielleicht aus der Zeit her, wo man die Reihe der Sedarim und Massechthot auswendig lernen mußte, zur Erleichterung nach irgend einem halachischen Gesichtspunkt (wie אין להם שיעו' oder etwas anderes) geordnet, den Seder angeben. Und da haben wir Seraïm, Moëd, Naschim, Nesikin, Kodoschim, Toharoth, also ein tannaïtisches Zeugnis für die mischnische Sederordnung; quod erad demonstrandum. Es gibt noch einige solche Mischnas, die ich a. a. O. behandeln werde, zumeist am Anfang oder Ende von Sedarim stehend.

Entweder Blau nimmt jetzt sein „?!" fort oder er findet eine andere Erklärung; aber nach seiner eigenen, von mir noch anzuführenden Auffassung von Schebuoth 1_1 muß das die einfachste sein, wenn er keinen haarspalterischen Unterschied zwischen unseren beiderseitigen Ansichten findet.

Einen starken Hieb hat mir Blau versetzt, von dem ich mich nicht erholen kann. Er betrifft nur ein י. Aber stieg das Jod nicht nach Waërah Rabbah zum Himmel und bewirkte den Sturz des salomonischen Throns? „Da er aber", sagt Blau, „für seine eigenen Schnitzer mich verantwortlich zu machen Geneigtheit zeigt" (wo ist das geschehen?), „bemerke ich, daß das erste Wort der Mischna nicht Meemathi gelesen wird". Das ist wahr. Was ist nun ein Rhetor, der den ersten Buchstaben seiner Kunst, der Rhetorik, nicht aussprechen kann? Ein Forscher über Quellenscheidung der Mischna, der das erste Wort derselben nicht lesen kann! Der Hieb war gut, und darin liegt Humor. Nun, das kommt daher, daß die Talmudisten, die viel lernen, wenn sie wissenschaftlich auftreten, jedes Wort erst umformen müssen, um es hoffähig zu machen. Aus Bismedrisch wird Bethammidrasch, aus bifreßje wird beparhasia, aus dem Schach wird Sabbathai Kohen und aus meeimessi wird meëmathai. Gerade dem stets Arbeitenden kann das entgehen. „Wer vom Andern auch nur einen Buchstaben lernt, muß ihn seinen Lehrer nennen."

Schade nur, daß er fortfährt: „Daß also das erste Wort der Mischna nicht Meemathi gelesen wird, und daß diese gewöhnliche Fragepartikel nichts Charakteristisches in sich hat und es sonderbar anmutet, wenn S. 113 von „Meemathimischnas gesprochen wird." Was heißt das?

Jedes Wort, jede Wendung, auch die einfachste, wird in dem Augenblicke charakteristisch, in welchem der Forscher sie zum zweitenmale in eigentümlicher Verknüpfung findet. Lese er, was ich in guter Voraussicht (wie ein gewiegter Taschenspieler) S. 7 über כיצד sage, und was gibt es Einfacheres als כיצד? Und doch kommt es darauf an, ob כיצד am Anfang oder Schluß eines Satzes, ob es als einzelnes Wort erscheint.

Die von mir als zusammenhängende Reihe (oder aus einer Quelle stammenden geordneten Meemathaimischnafragen lauten: „Von wann an liest man das Schema des Abends des Morgens? (Ber. $1_{1,2}$). Von wann an ist allen Menschen Leket erlaubt? Von wann an sind allen Menschen Peret und Oleloth erlaubt? Von wann an sind allen Menschen die Oelbeeren erlaubt? (Peah 8)." In Demai und Kilaim fehlen diese Sätze, wie die von Blau bezweifelten Reime! In Schebiith, dem einst mit Peah zusammenhängenden, kehren sie mit jenen wieder. „Bis wann pflügt man das Baumfeld? Scheb. 1_1 Bis wann pflügt man ein Getreidefeld? 2_1 „Von wann an bringt man Dünger auf die Düngerstätte? 4_7 Von wann an ißt man Baumfrüchte im siebenten Jahre? (4_{7-9}, wie Anfang Maasseroth, drei derartige Sätze unter obiger Einleitung in einen zusammengezogen). 4_{10} Von wann an haut man im 7. Jahre keine Bäume ab? (Wiederum 3 Sätze in einem zusammengezogen). 1_1 Von wann an kauft man die Wolfsbohne nach Ausgang des 7. Jahres? (5_5) Von wann an kauft man Kraut nach Ausgang des 7. Jahres? (6_4) (Man beachte trotz der räumlichen Entfernung, wie auch schon oben, diese gleichen Reihen.) 9_7 Bis wann gehen die Armen in die Gärten? (s. o. Peah!) Von wann an benutzt und verbrennt man Stoppeln und Stroh des siebenten Jahres? (Zwei Sätze vereint.) Mit einemmal kommen wir nach Sukkah 2_2. Von

wann an geht man aus der Sukkah (wenn es regnet und dies ein Zeichen des Fluches sein soll)? Und von hier kommen wir geradenwegs zu den Fragen des Sukkothregens und des Regens überhaupt geradewegs zu Thaanit 1₁. „Von wann an erwähnt man die Kraft der Regengüsse (s. die Beziehung dieser Mischna zu jenem Sukkasatze) 1₂. „Von wann an bittet man um den Regen?"

Diesen Sätzen sieht jeder wohl die Einheit an, denn sie betreffen außer den Anfangs- und Endsätzen (und diese besagen nur Ber. 1₁ „Mit Gott fang an, und Taan. 1₁ etc. „Mit Gott hör auf") das Leben und die Tätigkeit des Landmannes; die Antworten auf diese Fragen (selbst wo die spätere Zeit eine festere Zeitbestimmung für nötig befunden, ist die Urgestalt gewahrt) geben keinen nach Stunden und Tagen feststehenden Zeitpunkt, sondern geben dafür Zeichen an, wie sie das Volk sich macht. „Die Priester gehen hinein, die Gabe zu genießen," „man kann blau und weiß unterscheiden," „die Feuchtigkeit ist noch im Boden." Das אימתי, das so oft vorkommt, und die streng halachischen כאימתי, die von hier hervorgegangen sind, müssen davon unterschieden werden. Die Traktate, in denen diese Fragen und Antworten vorkommen (die Tosseftha und Maasseroth enthalten noch einige) sind mit einander verwandt — es sind das Reste eines alten den Schulen folgenden Volkskalenders, dessen freie Naturbilder später den strengen Bestimmungen der Schule weichen, bis er selbst nur zum Teil noch erkennbar, ein Bestandteil der Mischna wird.

Ist das nicht bezeichnend? Kein Zusammenhang? Blau will neue Mängel finden und zwingt mich, die enge Verknüpfung meiner Darlegungen hier kundzugeben.

Was das nun heißen mag, daß ich „Geneigtheit zeige, ihn für meine Schnitzer verantwortlich zu machen!" Weil ich selbst angegeben habe, welche Fehler er übersehen hat? Für die ist er als Beurteiler allerdings verantwortlich.

Als Taschenspieler will ich ihn wider Willen zum Zeugen für mich und mein Werk anrufen. Mein Stöckchen! Ich klopfe — und es entsteht mit einemmal in Königsberger's „Monatsblättern für Vergangenheit und Gegenwart des Judentums" (1890, S. 100) eine Arbeit „Ueber die Komposition des Mischnatraktates Schebuoth". Ein Wink von mir — und die Arbeit muß den Namen Professor Dr. Ludwig Blau in Budapest tragen. Ich nehme in meiner „Mischna" an, daß ältere Ordnungen vorhanden waren und aus den Unregelmäßigkeiten noch jetzt erkennbar sind. So ersieht Blau dort aus der Mischna Schebuoth 1₁, daß die dort genannten Gebiete einst in einem Traktat vereinigt waren. Genau wie ich. Ich nehme für viele Seltsamkeiten, so für die Stelle aus Chagigah an, daß Rücksichten aufs Gedächtnis den Ordner geleitet. Blau a. a. O. nimmt auch „mnemotechnische Rücksichten" für die Einordnung des sonst Fernabliegenden in eine Halacha an. Genau wie ich. Er nimmt die Bereicherung eines an sich zu kleinen Gebietes durch das Hineinsetzen anderer Bestandteile an. Genau wie ich bez. Orlah und Bikkurim. Er nimmt die Ordnung der Schrift als teilweise Grundlage an. Genau wie ich. Er nimmt das Einmünden des halachischen Midrasch in die Mischna an. Genau wie ich. Er entnimmt dies aus den Worten der Gemara; genau wie ich, nur, daß ich noch Maimonides als Stützpunkt habe. Ihm ist die Ordnung nicht der T r a k t a t e, sondern der Perakim und Mischnas Hauptsache; genau wie m i r.

Wenn ich nun in meiner h i e r erschienenen Entgegnung davon spreche, daß wir gemeinsam auf wichtige Punkte dieser Art, und zwar u n a b h ä n g i g v o n e i n a n d e r, g l e i c h z e i t i g, wie mein „Zusammenhang der Mischna" beweist, gekommen sind, so mache ich ihn für meine Schnitzer verantwortlich? Nennt er diese seine eigenen Ergebnisse aus dem Jahre 1890 Schnitzer und verleugnet er sie? Ich habe mit einem gewissen Stolz in meiner von ihm so bemängelten Einleitung die Uebereinstimmung mit ihm und jenes merkwürdige Zusammentreffen von Auffassungen gebucht, die ich an keiner dritten Stelle gefunden. Was er bez. Schebuoth versucht hat, leider ohne auf die Einzelheiten einzugehen, das bildet die Hälfte meines Buches, und darauf mußte er in jedem Traktat zuerst kommen.

Dies sein, wie wir gesehen haben, völlig unbegründetes, ja, r ä t s e l h a f t e s Auftreten ist für mich eine herbe Enttäuschung. Mag mein ganzes Buch ein einziger großer Druckfehler sein — hat nicht das s c h l e c h t e s t e Buch irgend etwas Gutes? Er findet nichts! — gerade Blau war der einzige, der die Pflicht hatte, den gesunden Kern darin zu suchen. Hätte ich seine Stimme nicht für so gewichtig gehalten, ich hätte mich nicht so bemüht, der Welt wiederholt zu zeigen, daß meine Arbeit einen Zusammenhang hat, daß es keinen Satz darin gibt, der nicht mit einem anderen verknüpft ist und der nicht, a l l e i n betrachtet, den Beurteiler zu Mißgriffen veranlaßt. Mögen meine Deutungen jener rätselhaften Erscheinungen falsch oder richtig sein — daß ich sie einheitlich gedeutet und eine Fülle von stofflichen Tatsachen dem späteren Bearbeiter geboten habe, das ist die Hauptsache. Und mehr zu leisten darf sich nie ein Forscher einbilden. Es irrt der Mensch, so lange er strebt. Aber auch die Umkehr ist richtig: Es s t r e b t der Mensch, so lange er irrt.

Dem F e r t i g e n ist nichts mehr r e c h t zu machen. Wer ist aber fertig? Wir sollen Talmide Chachamim heißen, S c h ü l e r der W e i s e n, ewige Studenten, talmudisch bemooste Häupter, die ja nicht aufhören dürfen, zu irren, weil sie denn auch nicht mehr zur Wahrheit gelangen können. Wir bedürfen des frischen Luftzugs, der durch die alten staubigen Folianten wehen muß — uns darf das Seltsame nicht stutzig machen, nicht so leicht zum Aburteilen bringen. Erörterung tut uns not — nur s o kam eine talmudische Gemeinde geschaffen werden, die gewöhnt ist, ihr Urteil zu fällen: Der Gerichtshof aller derer, die als talmudische Mitstrebende dazu berufen sind. Möge ihre Anzahl sich vermehren! Dixi et animam meam salvavi.

Kleidung im biblischen und talmudischen Schrifttum.

Von Dr. Adolf Rosenzweig,
Rabbiner der jüdischen Gemeinde Berlin.

(Fortsetzung.)

Der Morgenländer kennt für die Bekleidung der Füße infolge der großen Hitze nur Sandalen, eine einfache Sohle (gr. pedila), die mittelst eines Riemens[1]) zwischen der großen und der ihr nächsten Zehe und mittelst eines anderen Riemens um die Ferse an den Fuß geschnürt wird. Man bediente sich der Sandalen nur auf dem Wege. Ehe man ein Haus betrat, wurden sie abgelegt, worauf die Füße gewaschen wurden[2]). Auch beim Betreten heiliger Stätten, so des Tempelberges in Jerusalem, wurden sie abgelegt[3]). Nach einer talmudischen Tradition gingen die Leviten während der Wüstenwanderung, wenn sie die heiligen Geräte der Stifthütte trugen, barfuß[4]). An einzelnen Orten war es Brauch, daß Angeklagte, ehe die Gerichtsverhandlung begann, ihre Schuhe ablegten[5]). Am Versöhnungstage war das Tragen der ledernen Fußbekleidung verboten; nur Wöchnerinnen durften sich derselben bedienen[6]). Auch an Fasttagen durften Lederschuhe innerhalb des Ortsgebietes nicht getragen werden, wohl aber auf der Landstraße[7]). Leidtragende, auch solche, über die der Bann verhängt wurde, gingen barfuß, erstere zum mindesten nicht in der gewöhnlichen Beschuhung[8]). In all diesen Fällen war aber das Tragen von Schuhen aus Tuch und Wollstoffen[9]), auch aus geflochtenen Weiden[10]), zum Gebrauch gestattet.

Barfuß gehen galt als Zeichen der Armut; daher die Agada von Noëmi erzählt: als sie reich war, wurde sie in ein einer Sänfte getragen; als sie aus Moab zurückkehrte, ging sie barfuß[11]) Wenn der Sohn barfuß geht, dann erinnert er sich des Wohlstandes im Elternhause[12]); daher die Mahnung: enthalte dich der Sünde, damit du nicht barfuß gehen mußt[13]). — Mit Schuhen schlafen galt als Peinigung, bei der der Vorgeschmack des Todes verspürt wird[1]). — Beim Anziehen der Schuhe ward empfohlen, mit dem rechten, beim Ausziehen mit dem linken zu beginnen[2]).

(Fortsetzung folgt.)

[1]) שרוך נ׳ Gen. 19, 23; ארקתא, Jeb. 102a; רצועה, Sabb. 54b. Diese Schuhriemen waren verschieden von denen der Heiden, weswegen sie von Einzelnen in Zeiten der Verfolgungen geändert und gleich denen der Heiden getragen wurden.

[2]) Gen. 18, 14; שלף, die Schuhe ausziehen, Ruth 4, 7; נשל, die Schuhe abwerfen, Ex. 3, 5; חלץ, den Fuß vom Schuhe befreien, namentlich vom Schuh des Levir, חלוץ הנ׳, Deutr. 25, 10; התרת הרצועה, Riemen lösen, Jer. Jeb. 32c; פרק מנעל M. k. 2, 1.

[3]) Ex. 3, 5; Jos. 5, 15; Tos. Ber. 7, 1.

[4]) Num. r. 5.

[5]) Jalk. Ex. 352.

[6]) נעילת הסנדל, Tos. J. hakkip. 5, 1; Joma 73b.

[7]) Tos. Tan. 1, 6; vgl. Tan. 12b, wonach die Gelehrten auch an Fasttagen Schuhe trugen.

[8]) 2. Sam. 15, 3; Jes. 20, 2; Ez. 24, 17; vgl. J. Sanh. 28b wo אט, 1. Kön. 21, 27 mit יחף barfuß (vgl. 2. Sam. 15, 30) erklärt wird; M. k. 15b, vgl. Gen. r. 10, wo dieses den Gelehrten nicht unbedingt verboten wird.

[9]) Joma 78b; J. Joma 44d; אמפליא, impilia, Kel. 27, 6.

[10]) Joma 78b; vgl. J. Joma 44d: R. Nachmann kam zu R. Jos. b. Lewi am Versöhnungstage, da kam dieser ihm mit Schnürsohlen auf den Füßen entgegen; vgl. Jer. Taan. 64c.

[11]) Ruth r. s. v. ותלכנה.

[12]) Thr. r. s. v. זכרה.

[13]) Joma 78b.

[1]) Sabb. 61a.

[2]) Joma 77a.

Geschichtliche Arbeiten.

(Schluß.)

Dr. Siegmund Salfeld. Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz. Festgabe zum 50jährigen Synagogenjubiläum (11. März 1903). Mainz, Herzog. 1903

Als Festschrift bietet sich uns in anspruchsloser Weise die Arbeit Dr. Salfelds über die Vergangenheit der jüdischen Gemeinde in Mainz dar. Sie führt vom zehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart. Dr. Salfeld steht eine ansprechende Darstellungsgabe zu Gebote, und er weiß aus dem unübersehbaren Stoff die Punkte herauszufinden, die uns ein lebensvolles Bild bieten, ohne dem Ganzen die Vollständigkeit zu rauben. Die Liebe zu seinem Gegenstand hat ihn nicht zu haltlosen Vermutungen verleitet, etwa der Mainzer Gemeinde dasselbe Alter wie der Kölner und Wormser zu verleihen, so nahe die Sache zu liegen scheint. Verfasser schildert den von Mainzer Juden im 10. Jahrhundert betriebenen Welthandel, er ist in der Lage, arabische Quellen zur Darlegung der Mainzer Verhältnisse heranzuziehen. Die erste Blütezeit der Gemeinde fällt in den Uebergang der karolingischen Zeit in die der sächsischen Kaiser. Bischof Kurzmann bezeugt 1084 die Tüchtigkeit der Mainzer Judenschaft. Die Gemeinde wird eine Pflanzstätte zugleich der Thora, R. Gerschom, aus Frankreich eingewandert, wirkt daselbst als „Leuchte der Verbannung", neben ihm werden Namen wie Simon bar Isaak der Große und Eleasar ben Juda genannt, die Verfasser des Rokeach und des Orchoth Chaïm treten hervor, Gelehrte und Dichter erheben ihre Stimme, und man lernt die Bedeutung der Gemeinde aus diesen Schilderungen doppelt schätzen. Wie wirksam mischen sich mit einemmal Bilder des inneren Gemeindelebens mit seinen kleinen Zügen in das große Geschichtsgemälde — an anderer Stelle werden wir mitten in den Schlußauftritt des Reuchlinschen Prozesses hineinversetzt —, da ist die große Gemeinde allerdings verschwunden, deren Neugründung erst im Jahre 1583 wieder vor sich geht. Wir werden an der Hand von sehr eingehenden Belegen (Anlage bürgerlicher Schätzung von 1660, Visitatio der Häuser in der Stadt Mainz vom 26. Nov. 1644, Bericht über Beleuchtung und Ausschmückung der Judenstadt beim Einzug des Coadjutors, Erlaubnis der Munizipalverwaltung, das Tor der Judenstadt einlegen zu lassen u. a.) der Neuzeit nähergeführt; das Vereinsleben tritt sehr deutlich geschildert hervor, bis die hessische Zeit und in ihr die Einweihung der neuen Synagoge den Abschluß macht. Es ist dem Verfasser gelungen, von den alten Sagen bis zu den genauen Nachweisen der letzten Zeit, von Rabbenu Gerschom bis zu Rabbi Herz Scheuer die Bedeutung der Gemeinde Mainz auch dem Laien klarzulegen. Hier haben wir nicht die oft trostlosen Akten kleiner Gemeinden vor uns, sondern das Leben einer Gemeinschaft, die maßgebend war für die gesamte deutsche Judenheit. Auch der Kenner wird hier viel des Neuen finden, nicht nur in den sorgfältig gesammelten Nachrichten über alle Einzelheiten des Gemeindelebens, sondern auch bezüglich der Leiden und Verfolgungen. Dankenswert sind auch die übersetzten Piutim wiedergegeben, und endlich ist es wohltuend, daß die Kämpfe zwischen den Alten und Neuen kaum gestreift sind, so daß die Schrift auch in dieser Beziehung dem Besten auf dem Gebiet der Gemeindegeschichte sich anreiht.

Inhalt der Nummer 9.

Wissenschaftliche Aufsätze: Nochmals Professor Dr. Ludwig Blau und mein Buch „Die Mischna; Aufbau und Quellenscheidung. Von A. Rosenthal. (Schluß.) — Kleidung im biblischen und talmudischen Schrifttum. Von Dr. Adolf Rosenzweig. (Fortsetzung.) — **Geschichtliche Arbeiten.**

Verantwortlicher Redakteur: Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Preußisch Stargard.
Druck von Arthur Scholem, Berlin.

schuldigung der Gegner, als sei das Judentum äußerliche Gesetzesreligion, „Gott will das Herz", Gott will ein reines demütiges Gemüt; das ist der große Schlußakkord der zehnfachen Botschaft vom Berg der Offenbarung.

Das Wort des Herrn hat sich als unverwüstliche Lebenskraft im Sturm der Zeiten bewährt. Es geht das Märchen, daß einem edlen Geschlecht bei der Geburt des Gründers eine gütige Fee einen Baum gepflanzt habe mit der Bedingung, so lange der Baum grünen wird, wird das Geschlecht blühen, wird aber der Baum gefällt, dann wird auch der letzte Sproß des Adelshauses ruhmlos ins Grab sinken. Die Thora Adonajs ist Israels Lebensbaum; so lange es an ihm festhält, ist es gesegnet.

Verein jüdischer Religionslehrer Ostpreußens.

Versammlungsbericht.

I. Tag.

Am Mittwoch den 11. und Donnerstag den 12. Mai cr fand in Allenstein die 15. Jahresversammlung des Vereins statt. Es fand zunächst am 11. abends die Generalversammlung des Vereins statt, bei der außer dem Vertreter des westpreußischen Lehrervereins nur Mitglieder anwesend waren, 52 von 62, die im ganzen zum Verein gehören.

Der Vorsitzende Sturmann-Osterode eröffnete die Versammlung und erstattete darauf den Jahresbericht. Er besprach nach der Erwähnung persönlicher Ereignisse die allgemeinen Verhältnisse im Verein, die stets zwischen den einzelnen Gruppen, dem Lehrerverein und dem Synagogenverband die besten sind. Er berührte auch das Verhältnis des Vereins zum allgemeinen Lehrerverband, mit dessen Leitung wir zwar noch immer in einer gewissen Spannung uns befinden, zu dem wir aber treu stehen und von dem wir uns niemals trennen werden. Der Vorsitzende erwähnte noch, daß in den Ausschuß des kürzlich gegründeten Verbandes der deutschen Juden auch der Vorsitzende des Lehrerverbandes, Dr. Fiegel-Charlottenburg, gewählt worden ist. Nach kurzer Debatte erstattete der Vereinskassierer Karo-Allenstein den Kassenbericht, der eine Einnahme von 411,30 M. und eine Ausgabe von 326,50 M. aufwies. Zur Revision der Kasse wurden Rosenthal-Königsberg und Schüler-Guttstadt gewählt. — Den 3. Punkt der Tagesordnung bildete ein Referat von Peritz-Königsberg über „Verbandsfragen." Der Vortragende besprach folgende Punkte: Verbandsstatut, Fortbildungsfrage und Verbands-Pensionskasse. Bezüglich des neuen Verbandsstatuts führte er aus: die wesentlichste Abänderung, daß fortan ein jeder Verbandsverein durch einen Delegierten im Verbandsvorstand vertreten sein soll und die laufenden Geschäfte durch einen geschäftsführenden Ausschuß erledigt werden, ist gut zu heißen und entspricht einem Antrag, den wir in Uebereinstimmung mit dem Verein der Ostprovinzen schon zur vorigen Versammlung eingebracht hatten. Notwendig ist noch eine genauere Präzisierung der Kompetenzen jeder dieser Verwaltungs-Instanzen und zu wünschen sei, daß dem Gesamtvorstand, der ja in sich schon eine allgemeine Vertretung der Verbandsvereine darstellt, für wichtige Fragen, deren Erledigung nicht bis zur regelmäßigen Delegiertenversammlung verschoben werden können, selbständige Vollmachten zugestanden werden. Es wird ferner notwendig sein festzusetzen, daß für den Vorstandsdelegierten bei längerer Behinderung ein Stellvertreter eintreten kann. Ebenso dürfte es sich empfehlen, für den geschäftsführenden Ausschuß mehrere Stellvertreter zu ernennen, die erst dann aktiv werden, wenn ein Mitglied des Ausschusses vorzeitig ausscheidet oder längere Zeit behindert ist. Die vorgesehene Mindestzahl für Verbandssitzungen wird zu gering erachtet. Die dem Verbandstag unmittelbar sich anschließende konstituierende Vorstandssitzung sollte nicht mitgerechnet werden. Es ist zu erwägen, ob nicht in Fragen, die die Geschäftsführung des Ausschusses, bezw. des Vorstandes zum Gegenstand haben, die betr. Vertreter von dem Recht der Stimmenabgabe auf dem Delegiertentag auszuschließen sind. Es sei wünschenswert, daß der Ausschuß auf Antrag von etwa der Hälfte der Vorstandsmitglieder gehalten sein muß, in bestimmter Frist eine Sitzung des Gesamtvorstandes einzuberufen. Referent hält es für ganz notwendig, darauf zu bringen, daß in dem Passus betr. die Delegierten für den Verbandstag (§ 11), die Unterscheidung von staatlich geprüften Lehrern und andern Mitgliedern (Rabbinern und Religionslehrern mit autodidaktischer Vorbildung) fortfällt und überall nur von Mitgliedern gesprochen wird. Bezüglich § 14 sollte es genügen, wenn die Anträge zwei Monate vor dem Termin des Verbandstages eingereicht werden.

Zur Fortbildungsfrage, die bei vorsichtigerer Behandlung seitens des Verbandsvorstandes keine Streitfrage im eigentlichen Sinn hätte zu werden brauchen, bemerkt der Referent, daß die Förderung unseres Vereins weder nach einem orthodoxen noch nach einem freisinnigen Programm geht, sondern nach einem solchen, das als wissenschaftliche Anweisung für alle Kollegen gelten kann. Es sei zu bedauern, daß der Verbandsvorstand für die Verhandlungen des Verbandstages kein Korreferat zu der Arbeit des Dr. Gutmann-Berlin zu bieten vermochte. Die Frage der verbesserten Ausbildung im Seminar (Ref. Gut-Köln) hätte gut bis zur Erledigung der Fortbildungsfrage zurückgestellt werden können.

In Sachen der Verbands-Pensionskasse besprach der Referent noch einmal die Lage der Verhältnisse nach dem Beschluß der Hamburger Delegierten-Versammlung, außerdem die Stellung des Kuratoriums und dessen Beschlüsse, deren neueste vom Dezember 1903 er besonders beleuchtete und die sich mit den Anträgen von Direktor Adler und Steinhardt wiedersprächen. Der Antrag Steinhardt stehe grundsätzlich auf dem Boden der Beschlüsse des Delegiertentages, fordere aber materiell zu wenig, während der Antrag Adler ganz etwas neues bringe, ohne Beziehung zur Hauptform, aber bedeutsam nur, weil er bezeigt, daß auch Direktor Adler jetzt kein grundsätzliches Hindernis mehr sieht, Gelder von dem Grundkapital für ursprünglich nicht vorhergesehene Zwecke abzutrennen. Materiell aber sei der Antrag Adler und der Beschluß, den das Kuratorium gefaßt hat, abzulehnen. Referent beantragte folgende Resolution:

„Der Verein jüdischer Religionslehrer Ostpreußens sieht in der von dem Kuratorium der V. P. K. bekundeten Absicht, Gelder zur Gründung einer Darlehnskasse zu sammeln, ein Vorhaben, das nur zur weiteren Zersplitterung unsrer materiellen Kräfte führen muß.

Der Verein erkennt auf dem Gebiet allgemeiner materieller Lehrerförderung nichts dringlicher an, als eine Verbesserung der Versorgungsverhältnisse und hält für notwendig, daß die Mittel des Verbandes zunächst ausschließlich dieser Aufgabe zugewendet werden.

Zur Vertretung allgemeiner Verbandsinteressen erachtet der Verein das Kuratorium der V. P. K. so lange nicht geeignet, als es sich nicht mit seinen Absichten und Maßnahmen unbedingt dem Willen der Verbandsleitung unterstellt."

Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

Den nächsten Punkt der Tagesordnung bildeten die Wahlen zum Delegiertentag in Kassel. Es wurden gewählt:

Sturmann-Osterode und Peritz-Königsberg, als eventl. Stellvertreter Rosenthal-Königsberg.

Nachdem noch einige interne Angelegenheiten des Vereins ihre Erledigung gefunden und diverse Besprechungen auf Anregung aus der Versammlung stattgefunden, schloß der Vorsitzende die Generalversammlung gegen 11 Uhr abends. Für den folgenden Morgen wurde ein Frühausflug nach dem herrlichen Stadtwald „Jakobsberg" verabredet.

Ad. Peritz-Königsberg.
Vereinsschriftführer.

Sprechsaal.

Ad majorem gloriam.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Frankfurt a. M., 13. Mai 1904.

Geehrter Herr Redakteur!

In der neuesten Nummer des „Israelit" findet sich ein Auszug aus einem Artikel „Jüdische Kulturbilder", den Armin Schnitzer, Oberrabbiner in Kornarom, in der „Oesterreichischen Wochenschrift" veröffentlicht hat. Dieser Auszug beschäftigt sich mit Rabb. S. R. Hirsch und seinem Wirken in Nikolsburg. Hierüber mag Schnitzer unterrichtet sein. Falsch ist aber, wenn er sagt, Rabb. Hirsch habe sein mährisches Landesrabbinat verlassen, um Rabbiner einer aus 11 Personen bestehenden Separatgemeinde in Frankfurt a. M. zu werden. So töricht war er nicht. Diese ad majorem Religionsgesellschaft gloriam vielfach kolportierte Behauptung ist eine Legende. Die 11 Herren waren der Ausschuß der 70 Gemeindemitglieder, welche sich zu einer Gesellschaft zusammenfanden, und unter denen sich der kapitalkräftige Baron Amschel von Rothschild befand. Der Name Rothschild bürgte von vornherein für ein Gelingen.

Bei dieser Gelegenheit sei einer weiteren Legende entgegengetreten. Von jüngeren Mitgliedern der Religionsgesellschaft namentlich hört man gern zur Charakterisierung der Frankfurter Gemeindeverhältnisse vor 50 Jahren und zur Glorifizierung der Gesellschaft mit dem Brustton der Ueberzeugung behaupten, damals sei „kein Bissen koscheres Fleisch" in Frankfurt zu bekommen gewesen. Die älteren, meist jetzt nicht mehr lebenden Mitglieder haben dies stets mit Entrüstung zurückgewiesen. Nicht allein sie selbst, sondern auch die großen und frommen Talmudgelehrten, die Frankfurt vor R. Hirsch in seinen Mauern zählte, würden ja damit der Vernachlässigung einer bedeutenden religiösen Pflicht bezichtigt. Im Gegenteil hat Frankfurt nie wieder einen solchen echt religiösen und gelehrten Schochet gehabt, wie den damals funktionierenden R. Moses Bodewies. Dieser weigerte sich, nach einer nach Jahrzehnten zählenden Funktionszeit sich von dem Rabbiner einer so kleinen Gesellschaft prüfen zu lassen, und daraufhin wurde seine Schechita von diesem für „ossur" erklärt. Auch unter den Metzgern befanden sich ganz zuverlässige Leute, die aber gleichfalls die Aufsicht eines ihnen fremden Herrn perhorreszierten. So ist alles in Frankfurt geschächtete Fleisch für die Separatisten „trefe" gewesen. A. B.

Die Politik.

(Deutschland in der Welt voran.) Die „Kreuzzeitung" schreibt:

„Wir haben das Hinfällige, ja Sinnlose der Gesichtspunkte, unter denen die schlechte Behandlung der deutschen Juden in Rußland im Reichstag von freisinniger Seite beleuchtet wurde, bereits eingehend besprochen, dabei aber auch betont, daß das deutsche Reich es sich nicht gefallen lassen dürfte, wenn etwa in Rußland zwischen deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens und denen anderer Länder unterschieden würde. Gerade das wird von der jüdisch-liberalen Presse fortwährend behauptet und ist auch bei den Verhandlungen im Reichstag immer wieder vorgebracht worden, obwohl der Staatssekretär des Auswärtigen ausdrücklich darauf hingewiesen hat, daß alle ausländischen Juden in Rußland die gleiche Behandlung erfahren und selbstverständlich erfahren müßten. Dies wird jetzt von amerikanischer Seite bestätigt. Das Repräsentantenhaus zu Washington hat einen Beschlußantrag angenommen, der die Regierung auffordert, dafür zu sorgen, daß Israeliten mit amerikanischen Pässen in Rußland ferner keine Schwierigkeiten gemacht würden."

Was die „Kreuzzeitung" als „hinfällig und sinnlos" bezeichnet, ist das, was dem Aufrechten und Geradsinnigen als selbstverständlich und gerecht erscheint. Rußland hat einfach die Macht, Unrecht zu tun, nicht bloß den eigenen Untertanen, sondern auch fremden Staatsangehörigen, und die fremden Staaten haben sich bisher dieser Macht gebeugt, ohne den Versuch von Repressalien, etwa die differentiell ungünstige Behandlung von Bekennern der russischen orthodoxen Kirche. Man mußte sich eben fügen, wie man in eine Ungerechtigkeit sich fügt, deren Beseitigung unmöglich oder aus praktischen Erwägungen untunlich ist. Das ist in England, das ist in Amerika geschehen. Doch einzig in Deutschland haben sich Leute gefunden, die Rußlands Ungerechtigkeit zu beschönigen, der russischen Gewalt einen anderen Namen zu geben suchten. — Die nämliche „Kreuzzeitung" läßt sich weiter vernehmen:

„Bei der dritten Lesung des Etats hat der Abg. Dr. Müller-Sagan die bekannte Behauptung wiederholt, daß nach Mitteilungen, die er aus „zuverlässiger Quelle" erhalten habe, englische und amerikanische Juden in Rußland besser behandelt würden als ihre deutschen Stammesgenossen, und die Regierung um Abhilfe gebeten. Der Staatssekretär Frhr. v. Richthofen entgegnete darauf, daß ihm von dieser angeblich feststehenden Tatsache nichts bekannt sei, daß er dem Redner aber dankbar sein würde, falls er ihm bestimmte Tatsachen zugänglich machte, an die sich anknüpfen ließe, um auch gleiche Behandlung deutscher Staatsbürger mit denen anderer Staatsbürger zu fordern. Wir haben schon gesagt, daß wir, wie wir dies für selbstverständlich ansehen, im übrigen nach wie vor der Meinung sind, daß Rußland nicht zugemutet werden dürfe, seine Judengesetzgebung als solche nach den Wünschen des Auslandes einzurichten.

Ob die „zuverlässige" Quelle des Abg. Dr. Müller-Sagan wirklich zuverlässig ist, muß dahingestellt bleiben. Eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit spricht auch weiter dafür, daß es sich dabei um tendenziöse Berichte deutscher Juden handelt, die ihren Parteigängern im Reichstag derartiges aufbinden, um ihnen den Rücken zu stärken und ihren ohnehin löblichen Eifer noch mehr zu entflammen. Sollte die Behauptung des Abg. Dr. Müller aber doch begründet sein, so ließe sich das allenfalls so erklären, daß die englischen und amerikanischen Juden, die Rußland im Geschäftsinteresse besuchen, in der Regel nicht reisende Kaufleute gewöhnlichen Schlages sind, sondern Vertreter von Firmen ersten Ranges oder von großen Gesellschaften, die mit Millionen um sich werfen. Daß solche Leute, auch wenn sie Juden sind, in Rußland nicht nur rücksichtsvoll, sondern sogar mit Auszeichnung behandelt werden, ist nichts Neues. Sie brauchen darum aber weder Engländer noch Amerikaner zu sein. Wenn unsere jüdischen Bankdirektoren nach Petersburg reisen, um dort etwa über eine Anleihe zu verhandeln, haben sie sich auch über nichts zu beklagen.

Das werden sie selbst am besten wissen. Dem Abg. Müller-Sagan könnte das ebenfalls bekannt sein. Warum hat er sich im Reichstag nicht daran erinnert? U. A. w. g."

Die phantastische Vorstellung von den englischen und amerikanischen Juden, die Rußland im Geschäftsinteresse besuchen und „mit Millionen um sich werfen", ist von berückender Naivetät. Was aber die Bankdirektoren betrifft, die nach Petersburg reisen, um dort über eine Anleihe zu verhandeln, so sind sie keine „jüdischen" Bankdirektoren, und auch die Banken sind es nicht, von denen sie geschickt werden. Das dürfte sogar die „Kreuzzeitung" wissen.

* * *

(Verdächtige Patrioten.) Ein Herr Solomjak in Jerusalem, von Geburt Russe, hat vor einiger Zeit durch den Eifer von sich reden gemacht, mit dem er dafür eintrat, daß die russischen Juden in Jerusalem sich der russischen Post bedienen möchten. Ob Herr Solomjak das auf Bestellung zur Erleichterung der Brief-Spionage tat oder ob er die Glut seines russischen Patriotismus an den Tag zu legen sich im innersten Herzen gedrängt fühlte, wer will es wissen! Er selbst versicherte, daß der an der russischen Post in Jerusalem Angestellte gleichsam als russischer Beamter anzusehen sei, und das wäre doch für ihn, den Juden, und sogar für alle Juden eine große Sache. Bei uns in Mittel- und Westeuropa hatte man hierfür wenig Verständnis. Man wollte keine Kischinew-Aufrufe aus Jerusalem mit russischem Stempel bekommen, und die „Oesterreichische Wochenschrift" in Wien bemerkte treffend: die russische Beamtenschaft des Herrn Solomjak würde ein plötzliches Ende nehmen, sobald die Russen in Jerusalem einrückten. Inzwischen hat Herr Solomjak sich mit einem Herrn Ben Tauwim zusammengetan, um in Jerusalem den russischen Patriotismus weiter zu pflegen. Die beiden wackeren Knutenpatrioten haben einen Bittgottesdienst für die russischen Waffen veranstaltet. Hoffentlich werden diese Gesundbeter mit ihrem Unternehmen so viel Glück haben, wie die Russen bisher auf dem Kriegsschauplatz. Es müssen ja nicht gerade japanische Schläge sein, die sie bekommen.

* * *

(Mr. Balfour über das Einwanderungsgesetz.) Mr. Balfour hat an einen Korrespondenten folgenden Brief gerichtet: „Geehrter Herr! Ich halte es für durchaus unzutreffend, daß England nach dem Ausdruck eines Zeitungsausschnittes, den Sie mir geschickt haben, „der Epidemie verfällt, die überall sonst gegen die Juden wütet." Das Einwanderungsgesetz soll das Land wahren, nicht gegen die Juden, sondern gegen die unerwünschten Fremden, ohne Rücksicht auf Nationalität und Bekenntnis. Ich würde das Erwachen und Anwachsen jedes antisemitischen Gefühls in unserem Land als ein überaus ernstes nationales Mißgeschick betrachten. Ich bin . . . Arthur James Balfour."

* * *

(Marineminister Pelletan über den Antisemitismus.) Dem französischen Marineminister Pelletan zu Ehren war jüngst in Constantine ein Bankett veranstaltet worden. Der Vertreter dieser Stadt in der Deputiertenkammer, Dr. Aubry, erinnerte in einem Trinkspruch auf den gefeierten Gast an die nicht lange zurückliegende Zeit, da die Straßen von einem fanatischen Mob gefüllt waren, der harmlose Bürger beleidigte, ihr Leben und Eigentum mit dem Ruf „nieder mit den Juden" bedrohte. Herr Pelletan kennzeichnete in seiner Antwort die Verfolgungswut, den unwürdigen und törichten Rassenkrieg der Antisemiten und fährt fort: „Der Antisemitismus, diese Lieblingsmaske der Reaktion, hat mich immer in Erstaunen versetzt. Die zwölf Apostel waren doch Juden, und ich frage mich, wie sie wohl empfangen werden würden, wenn sie auf die Erde zurückkehrten. Und war nicht Jesus selbst ein Jude, wenigstens durch seine Mutter? Stellen Sie sich den heiligen Joseph vor, der, plötzlich erstanden, in eine Kirche eintreten will, um das Bildnis seines Sohnes zu sehen. Wie verwundert würde er sein, wenn der Gnadenvolle ihm erzählte, daß er zu der verdonnerten Rasse gehöre und nicht ferner das Recht habe, auf Erden zu erscheinen!"

* * *

(Russenfreunde in Palästina.) Der Gottesdienst für den Sieg der russischen Waffen, den die Juden in Jerusalem veranstaltet haben, sollte die Mißbilligung jedes anständigen Juden finden. Jeder Jude, der in Jerusalem ein Asyl gefunden, sollte eingedenk sein, daß die Türkei von Rußland in derselben brutalen Weise drangsaliert wird, in der Rußland seine jüdischen Untertanen behandelt. Daher hätten die Palästinenser Juden wenigstens als Ausländer in diesem von Rußland gepeinigten Lande so viel Anstandsgefühl haben müssen, um sich derartiger Kundgebungen zu enthalten, die schließlich doch nur bei den wenigsten ehrlich gewesen sein können und nur durch die Mache und den Einfluß einiger vom russischen Konsulat abhängiger Kreaturen zustande gebracht worden sind. Für die Juden ist die Ansiedelung einer Bevölkerung in Jerusalem, die für den Sieg russischer Waffen betet und einen solchen Sieg erhofft, entschieden ein Nachteil und jüdische Wohltäter sollten sich die Frage vorlegen, ob sie durch Unterstützung solcher Elemente den russischen Einfluß fördern helfen wollen. Daß ein derartiges Gebet nach Kischinew auch uns West-Europäern gegenüber eine Insulte ist, sei nebenbei bemerkt. Die Herren hätten anständiger und jüdischer gehandelt, für baldigen Frieden zu beten, anstatt für den Sieg russischer Waffen.

Wochen-Chronik.

Wochen-	Mai 1904	Siwan 5664	Kalender.
Freitag . . .	20	6	א׳ דשבועות Sabb. Anf. 8,7.
Sabbat . . .	21	7	רות ב׳ דשבועות Totenfeier. Sabb. Ausg. 8,57.
Sonntag . . .	22	8	אסרו חג
Montag . . .	23	9	
Dienstag . . .	24	10	
Mittwoch . . .	25	11	
Donnerstag . .	26	12	
Freitag . . .	27	13	Sabb. Anf. 8,20.
Sabbat . . .	28	14	פרק א׳ נשא Sabb. Ausg. 9,10.

Berlin, 15. Mai 1904. (Sitzung der Repräsentanten.) Vor dem Eintritt in die Tagesordnung verliest der Vorsitzende, Herr Geheimrat Blumenthal, eine Erklärung des Vorstandes, betreffend die Resolution zur Wahlberichtigung der rückständigen Steuerzahler. Der Vorstand will dem Wunsch der Versammlung dadurch entgegenkommen, daß er durch wiederholte Bekanntmachung in der Presse und durch ein besonderes Zirkular auf die ausliegende Wählerliste hinweist und zu deren Einsichtnahme auffordert. Hingegen hat der Vorstand es abgelehnt, eine besondere Kommission zur besseren Heranziehung

der Steuerkräfte einzusetzen und hat nur die Veranlagungskommission beauftragt, die nötigen Schritte zu tun. Es erfolgen eine Reihe kleinerer Vorlagen über Zuwendungen an Gemeinde-Institute 2c. Eine Stiftung des Frl. Lepke von 6000 M. zum Zweck der Grabeserhaltung wird genehmigt; eine solche von 500 M. des Herrn Nathan Simoni zu gleichem Zweck wird als unzureichend abgelehnt; Herr Siegfried Guttentag stiftet zur Verteilung an Gebrechliche 300 M. Ueber eine Zuwendung von Frau Mathilde Priester an die Altersversorgungsanstalt soll in geheimer Sitzung beraten werden. — Eine längere Debatte knüpft sich an die Bewilligung einer Subvention für die vereinigte Schochare hatob und B'ne Brith-Gemeinde. Der Vorstand hat jedoch nur 2500 M. für die Etatsperiode als Beitrag fixiert. In der Begründung ist hervorgehoben, daß die Subvention im Vorjahr 3200 M. betrug, die Religionsschule, die einen Aufwand von 1200 M. erforderte, nun aufgelöst sei, so daß der jetzt in Aussicht genommene Beitrag noch um 500 M. höher zu normieren wäre, als bisher. Der Ausschuß schließt sich diesen Ausführungen an. Herr Rechtsanwalt Ignatz Cohn bittet die Sache nochmals an die Subventions-Kommission zurückgehen zu lassen; der Kommissar, Herr Landgerichtsrat Loewe, erklärt, die Subventions-Kommission habe sich schon zweimal damit beschäftigt. Es bestehe die begründete Vermutung, daß die Aufstellung des Etats so gemacht worden wäre, um die Möglichkeit zur Deckung alter Rückstände mit Hilfe der geforderten Subvention zu ermöglichen. Der Verein habe 105 Mitglieder, seine Synagoge 500 Plätze; das Bedürfnis dafür aber sei nicht so dringlich, weil die Kaiserstraße in der Nähe sei, durch den Neubau der Synagoge Rykestraße auch diese entlastet wird. An Steuern zahlten die Mitglieder nur 1856 M. und die Gemeinde zahle nun 2500 M. Subvention. Herr Oscar Berlin habe früher nie eine Subvention von mehr als 2000 M. befürwortet. Im Hinblick auf andere Vereine, die weit mehr leisten, z. B. der Verein Beth Zion, der ca. 250 Kindern vorzüglichen Religionsunterricht angedeihen lasse, und deren Subvention geringer ist, müsse hier eine Grenze gesteckt werden. Herr Julius Jacoby beleuchtet noch die irrationelle Wirtschaft. Die Synagoge erfordere für Miete und Entschädigung an die benachbarte Fabrik 3000 M., während für Plätze nur 1300 M. Einnahmen einkämen. Die Schule sei aufgelöst, aber die Ausgaben seien nicht geringer geworden. Herr Levinsky, der im Vorstand des Vereins ist, habe infolgedessen selbst nur für Bewilligung auf ein Jahr gestimmt, weil nach seiner Aussage der Verein sich nicht würde halten können. Herr Ignatz Cohn tritt nochmals lebhaft für seinen Antrag ein, der jedoch abgelehnt wird, nachdem sich die Herren Mannheimer, Kommerzienrat Friedländer für den Antrag des Vorstands ausgesprochen haben, der angenommen wird. — Dem Religionsverein Gesundbrunnen werden 2250 M. für die neue Etatsperiode bewilligt. — Für festgottesdienstliche Veranstaltungen werden erneute Mietsverträge abgeschlossen. — Von einer Erneuerung des Mietsvertrages für die Spichernsäle sieht der Vorstand ab, weil dort am 4. Mai cr. eine der Versammlungen des Grafen Pückler stattgefunden hat. — Professor Blaschke referiert über die Verwendung der Zinsen verschiedener Stiftungen: Referent regt an, gelegentlich Stiftungszinsen zur Zahlung der Schulgeldes an bedürftige Schüler bereitzustellen, wobei Herr Geheimrat Blumenthal den von ihm geleiteten „Hilfsverein für jüdische Schüler" in Erinnerung bringt und um dessen Förderung bittet, da er sehr geringe Mittel zur Verfügung habe. — Alsdann werden noch 220 M. für Orgelreparatur der Synagoge Lützowstraße genehmigt, sowie eine Entschädigung von 1500 M. für Baugerüste der Synagoge Rykestraße. — Als dringliche Vorlagen werden noch behandelt: Die Anschaffung von Inventar für den Neubau in der Rykestraße im Gesamtbetrage von 33 400 M.; die Preisfestsetzung der Synagogenplätze. Es sind angelegt 973 Männer- und 1000 Frauenplätze, die insgesamt 20 230 M. Ertrag liefern sollen. Die Hälfte der Plätze ist über 9 bis 24 M. fixiert, die andere Hälfte verteilt sich auf Preise von 3, 5 und 9 M. Die Anstellung eines Chordirigenten für die Synagoge Rykestraße in der Person des Herrn Alexander Weinbaum. Herr Isidor Sachs berichtet, daß zunächst ein Chor von 40 Männern in Aussicht genommen werden mußte. Da die Aufwendungen für 40 Männer aber sehr hohe sind, regt Referent an, wenn nicht religionsgesetzliche Bedenken im Wege stehen, später einen gemischten Männer- und Frauenchor einzuführen. — Für Verlegung des Sängerchors in der Synagoge Kaiserstraße werden schließlich noch 1200 M. bewilligt und damit die öffentliche Sitzung geschlossen.

Berlin, 14. Mai. (Sulzerfeier.) Die am 12. d. M. in der Aula des Sophiengymnasiums abgehaltene Sulzerfeier des erst vor kurzem gegründeten „Vereins zur Pflege hebräischer Musik" nahm einen sehr günstigen Verlauf und hinterließ bei dem zahlreich versammelten Publikum einen vortrefflichen Eindruck. Nachdem Herr Professor Blaschke die Gäste begrüßt und in kurzer Rede die Ziele des Vereins dargetan hatte, begann die eigentliche Feier mit dem Vortrag des Jigdal von Sulzer, dem die Festrede des Herrn Dr. Leopold Hirschberg und zum Schluß Adon olom von Sulzer folgte. Die herrlichen Kompositionen für gemischten Chor wurden unter Leitung des Kapellmeisters Albert Kellermann in bester Weise zur Ausführung gebracht. Die Sänger brachten nach den Intentionen des Leiters die musikalischen Schönheiten der beiden Werke in feinster Weise zur Geltung. Herr Kellermann verdient die größte Anerkennung für die Einstudierung der Chöre in der kurzen Zeit des Bestehens des Vereins. Herr Dr. Hirschberg legte dar — von Richard Wagners Schrift „Das Judentum in der Musik" ausgehend — daß es ein Irrtum sei, die Juden als Musiker zu verkennen; es habe jüdische Musiker zu allen Zeiten gegeben. Auch Sulzer war ein bedeutender Musiker. Er hat das Verdienst, den bis dahin noch ungeordneten Stoff der Synagogalgesänge geordnet zu haben. In seinen eigenen Kompositionen folgte er den großen Künstlern seiner Zeit, Beethoven, Schubert und Felix Mendelssohn-Bartholdy, mit dem er befreundet war. Der Redner sprach noch von der Begeisterung, die Sulzer als Sänger bei Juden und Nichtjuden hervorgerufen. Der Vortrag errang den Beifall der Hörer. — Wir können nach dieser Probe dem Verein eine glückliche Zukunft verheißen und freuen uns, daß endlich Werke, die bisher unserm jüdischen Publikum verschlossen waren, jetzt in den Aufführungen des Vereins zu Gehör gebracht werden sollen.

Berlin, 15. Mai. (Erholungsheim Pankow.) Der Bericht des Vereins Erholungsheim Pankow für das Jahr 1903/1904 ist erschienen. Die Zahl der Mitglieder des Vereins ist von 781 auf 850 gestiegen. Im Berichtsjahr sind 22 Aufnahmegesuche bewilligt worden. Die Kosten für einen Zögling belaufen sich auf 73 Pf. täglich. Zur Entlassung kamen 1 Buchbinder, 1 Chemigraph, 1 Glaser, 1 Gürtler, 1 Klempner, 1 Maler, 3 Mechaniker, 1 Rohrleger, 1 Schirmmacher, 3 Schlosser, 1 Tischler, 1 Uhrmacher.

Berlin, 16. Mai. (Vortragsabend.) Die Frauenvereinigung Hanna veranstaltete am Sonnabend, den 14. d. M., in den Brunnensälen einen Vortragsabend mit darauffolgendem gemütlichem Beisammensein. Nach einer Begrüßungsrede der

Vorsitzenden Frau Ida Bernstein nahm Herr Dr. Zlocisti das Wort zu einem Vortrag „Geist der jüdischen Sittenlehre", dem die Anwesenden aufmerksam folgten. Später folgte eine Ansprache des Gründers des Vereins, Herrn Emil Bernstein. Herr Zickel toastete auf den Vorstand. Von den Vorträgen sind die besonders guten Leistungen der Damen Frl. Salinger und Löwenstein, sowie der Herren Grün, Sally Grochowsky und Leopold Neustadt hervorzuheben.

Magdeburg, 15. Mai. (Vom Gemeinde-Verband.) Der Synagogengemeinde-Verband der Provinz Sachsen hat nach seinem eben erstatteten Bericht im vergangenen Jahr an sechs Orten 36 jüdische Kinder in der Diaspora religionsunterrichtlich versorgt.

Paris, 12. Mai. (Sitzung der Alliance.) In der letzten Sitzung des Zentral-Komitees der Alliance wurde bewilligt: 1. Eine Summe von 5 000 Frs. für die Israeliten von Stat (Marokko), die sich infolge der Dezember-Unruhen nach Kasablanca geflüchtet haben. 2. Zur Gründung einer Darlehnskasse in der Gemeinde Bakau (Rumänien), die sich ihrerseits zu dem gleichen Beitrag verpflichtet hat, 2 000 Frs. 3. Das Komitee beschloß, die Domäne La Reghaia, 30 km von Algier entfernt, zu erwerben, um dort Zöglinge der Ackerbauschulen der Alliance, namentlich aus der Ackerbauschule von Djédeida, ansässig zu machen. Die Domäne umfaßt 1780 ha.

St. Petersburg, 15. Mai. (Eine jüdische Kolonie in Brasilien.) Das russische Zentralkomitee der J. C. A. berichtet interessante Einzelheiten von der ersten jüdischen Kolonie in Brasilien. Die J. C. A. hat dort jedem Kolonisten 25 Hektar Land gegeben, dazu eine Kuh, zwei Pferde, zwei Ochsen und ein kleines Häuschen. Die Ansiedler müssen ihre Stall- und Wirtschaftsgebäude selbst aufbauen, bekommen aber das dazu erforderliche Holz aus den benachbarten Wäldern geliefert. Für die ersten Ansiedler ist das Land vorher auf Kosten der J. C. A. urbar gemacht worden, von den künftigen wird erwartet, daß sie diese Arbeit selbst leisten werden. Die J. C. A. hofft, in Brasilien mit der Zeit ein bedeutendes jüdisches Zentrum zu begründen, daß einer großen Anzahl von Auswanderern, und nicht nur landwirtschaftlichen Arbeitern, ein umfangreiches Betätigungsgebiet liefern soll.

Konstantinopel, 12. Mai. (Jussuf Effendi Krieger.) Nach kurzer Krankheit ist einer der vornehmsten jüdischen Beamten des ottomanischen Reichs im Alter von 66 Jahren gestorben. Exzellenz Jussuf Effendi Krieger war von Geburt Ungar und hat sich schon in seiner Heimat, später in der Türkei, wohin er zu Beginn des Krimkrieges übergesiedelt war, mit großem Eifer des Studiums der modernen orientalischen Sprachen befleißigt. Er bewies so große Intelligenz und Tüchtigkeit, daß er schon in verhältnismäßig jungen Jahren eine Anstellung bei der türkischen Regierung erhielt, zuerst in Smyrna, später in Jerusalem, wo er dem Gouverneur als Sekretär und Dolmetscher beigegeben wurde. In dieser Stellung hat er sich sehr ausgezeichnet und große Beliebtheit erworben. Seine glänzenden Sprachkenntnisse — er sprach deutsch, englisch, italienisch, ungarisch, türkisch, arabisch und persisch mit gleicher Gewandtheit —, seine elegante äußere Erscheinung und seine liebenswürdigen Umgangsformen machten ihn zur geeignetsten Persönlichkeit beim Empfang fremder Souveräne, die seinerzeit die heilige Stadt besuchten. Zwanzig Jahre lang hatte Jussuf Effendi seine Stellung inne, die ihm auch Gelegenheit geboten hatte, sich eifrig für seine Glaubensgenossen und deren öffentlichen Angelegenheiten zu interessieren und das Studium des Hebräischen, in dem er ein großer Gelehrter gewesen, zu fördern, als er im Jahr 1882 infolge von Intriguen nach Konstantinopel zurückberufen wurde. In jener Zeit hatten protestantische Missionäre sich in Jerusalem eifrig mit Judenbekehrungen beschäftigt, und Jussuf Effendi hatte mit allen Kräften diese Tätigkeit bekämpft. Als der amerikanische Gesandte bei der Pforte, Mr. Wallace, Jerusalem besuchte, war Jussuf Effendi mit seinem Empfang beauftragt worden und auf die Einbläsereien der Missionare und einiger christlicher Notablen wurden ihm vom Gouverneur verschiedene Formfehler zum Vorwurf gemacht, wurde seine Entlassung beantragt und verfügt. In Konstantinopel nahmen sich jüdische Freunde in hohen Staatsstellungen des Gemaßregelten an, und nach wenigen Monaten erhielt er die Stelle als Direktor der politischen Angelegenheiten bei der Regierung in Salonichi — ein höherer Posten als der in Jerusalem — nach zehnjähriger Amtstätigkeit kam er in dasselbe Amt nach Rhodus, und 1900 ging er nach Konstantinopel zurück, wo er Mitglied der Inspektionskommission des Unterrichtsministeriums wurde und Delegierter dieses Ministeriums beim Post- und Telegraphen-Ministerium. In diesen Aemtern wirkte er bis zu seinem Hinscheiden. Der Beerdigung wohnten der Großrabbi der Türkei, der Unterrichtsminister und Abordnungen zahlreicher jüdischer Gemeinden bei. Unter den dreißig Orden, die dem Sarg nachgetragen wurden, befinden sich die vornehmsten türkischen Auszeichnungen und viele hohe Orden europäischer Höfe. Der Sultan hat der Familie des Verstorbenen sein Beileid aussprechen lassen und als Zeichen der Anerkennung für vierzigjährige treue Dienste durch ein Iradé die Aemter Jussuf Effendis auf dessen ältesten Sohn übertragen.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Eine Summe von 50 000 Mark hat das Ehepaar Julius und Betti Joelsohn der Altersversorgungsanstalt der jüdischen Gemeinde zu Berlin gewidmet. — Am letzten Sonntag haben die Vorstandswahlen in den Londoner Synagogen unter ziemlich geringer Beteiligung stattgefunden. — Brigadier Eduard Ritter von Schweitzer ist zum Generalmajor der österreichischen Armee befördert worden. — Das Zentralkomitee der Alliance Israélite in Paris hat für die bei den antisemitischen Unruhen in Lompalanka geschädigten Juden 2500 Francs abgesandt. — In Konstantinopel starb das Mitglied der Zentralkonsistoriums der Juden in der Türkei Moïse Avigdor. Er war der Sohn eines berühmten Rabbis und bekleidete ein hohes Amt in der Verwaltung der Kaiserlichen Marine.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von C. Berg.

(Fortsetzung.)

„Ich komme als Vorreiter für meine Herrschaft. Herr Stahl und das Fräulein reisen direkt nach Grünberg und nehmen bei Herrn Dr. Stahl Quartier.

Robinsohn sprang auf. „Wann?! Wann?"

„Freitag".

Der Justiz-Kommissarius lief erregt auf und ab. „Mensch, das ist ja eine Freudenbotschaft!"

„Ja, das sagen Sie nun, Herr Doktor. Sie heiraten, und ich habe die Wirtschaft davon. Und die Frau Doktorin, die versteht, einem Beine zu machen mit Hin- und Herschicken und Besorgen."

Robinsohn lachte. „Da sehen Sie einmal, wie unentbehrlich Sie sind. Und hier ist ein Achtgroschenstück, das vertrinken Sie auf das Wohl meiner Braut!"

„Und auf das Ihre, Herr Doktor. Danke schön. Herr Gott, das Hauptstück hätt' ich beinah' vergessen. Hier sind Briefe für Sie."

„Schön, schön."

„Adies, Herr Doktor".

Er war schon an der Tür, als ihn Robinsohn am Arm ins Zimmer zurückführte.

„Noch nicht, mein Bester. Wir haben noch ein anderes Geschäft mit einander zu bereden."

Urban sah verdrießlich zu Boden. „Ich weiß schon, Herr Doktor. Das Frauenzimmer ist bei Ihnen gewesen. Sie will mich verklagen. J, mag sie doch!"

„Nehmen Sie Vernunft an, Urban! Sie müssen das Mädchen heiraten, es ist Ihre Pflicht!"

„Was denn noch?!" Er schleuderte seine Mütze zornig zur Erde. „Herr Doktor, wenn ich je auf ein Mädel viel gehalten, war's die Agnes, und gut war ich ihr, rein zum Sterben. Aber möchten Sie Ihre Braut noch nehmen, wenn Sie wüßten, sie hat hintenrum noch einen Anderen lieb gehabt?"

Robinsohn wich wie von einer Viper gestochen zurück: „Mensch, was untersteht Ihr Euch?!"

Urban aber achtete gar nicht auf des Anderen Erregung, sondern fuhr heftig fort: „Bin ich einer, der sich verklagen läßt? Hätt' ich nicht mit Handkuß die Agnes genommen? War nicht alles glatt und schön zwischen uns? Da mußte der Teufel den Burschen von dem Grafen in unser Haus führen, der wie eine Schildwache ganze Tage lang vor unserer Veranda auf Posten stand."

In Robinsohn's Kopf dämmerte eine Erinnerung. „Was für einen Grafen meinen Sie?", fragte er rauh.

„Ach, ich habe nichts gesagt". Er griff nach der Mütze, und während er den Staub von ihr abklopfte, sprach er unwirsch: „Soll sie mich nur verklagen, die Herumtreiberin! Dabei schreibt unser gutes Fräulein, sie wolle die Agnes wieder nehmen. Ja, prosit Mahlzeit! Ich leid's nicht. Guten Morgen!" Er stampfte hinaus und ließ die Tür dröhnend in's Schloß fallen.

Robinsohn sah ihm finster nach. „Frecher Kerl mit seinem dummen Vergleich!" Dann griff er nach den Briefen. Zuerst fand er von Postel ein kurzes Billett: „Wir kommen, lieber Jaques! Freitag sehen wir uns in Grünberg bei Doktor Stahl's. Mit tausend Grüßen. Posthuma."

„Endlich!" rief er aufatmend und steckte das Papier in seine Brusttasche. Emil schrieb gleichfalls nur ein paar flüchtige Zeilen:

Lieber Sohn!

Wiedersehn macht Freude! Ich hoffe, Sie sind nicht vor Liebessehnsucht abgemagert, wie Ihre Braut, aber Sie haben gewiß Sfire gezählt. Posthuma wünscht, daß Sie der Bitte ihrer Mutter nachgeben und in Freystadt im Herz'schen Hause eine kleine, stille Hochzeit begehen. Damit nicht etwa mein Herr Schwager dieses Friedensfest durch irgend eine extemporierteBöswilligkeit störe, will ich ihn — wie weiland die alte Königin, deren Namen ich vergessen hatte, Krösus den Mund stopfte — durch eine Extra-Spende still machen. . . . Stellen Sie ihm, bitte, eine rechtsgültige Urkunde aus, daß ich seiner Lili bei ihrer Heirat die gleiche Mitgift geben werde, wie meiner Posthuma. Wenn das nicht gut für sein Herze ist. . . . Ich unterzeichne, wenn ich komme. Postel liest über meine Schulter und bedroht mich mit einer Umarmung. Es ist die höchste Zeit, daß ich das Mädel an Sie los werde. Ihr treuer Schwiegerpapa Stahl.

Jaques faltete lachend den Brief zusammen. „Der Stil ist Emil. Wenn ich nur in dem Dicken nicht den Erbonkel respektieren müßte, ich suchte ihm heute für morgen eine Frau. Denn ich könnte ihn manchmal rein abmurksen, vor Höllenneid. Eins freut mich, daß er so nobel gegen die Herzens sein will. Nun kriegt wohl das verliebte junge Ding auch schnell einen Mann." Nach diesem Selbstgespräch schob der Justiz-Kommissarius Akten und Papier beiseite, langte seinen Hut vom Nagel und ging in die „Krone". Die „Krone" war ein Gasthaus, das sowohl seines starken Bieres wegen, wie um des häufigen Fremdenverkehrs willen bei den Grünbergern sehr beliebt war. Der Saal war heute mäßig besucht; es war zwischen Frühstück- und Mittagsstunde, und außer den Mahlzeiten gingen die ehrsamen Grünberger nicht zu Bier. Nur an den Fensterplätzen saßen einige Reisende und tranken; am Ofen stand ein Herr in einem langen Havelock und wärmte sich. Jetzt sah er auf und machte sogleich eine Miene, als ob er sich verstecken oder zurückziehen wolle; aber zu spät, Robinsohn hatte ihn erkannt.

„Herr Herz!", rief er erstaunt, „warum ließen Sie es mich gestern nicht wissen, daß Sie heut nach Grünberg fahren?"

„Morgen, morgen, lieber Doktor! Ja das kam plötzlich. Will oder richtiger soll heut hier ein großes Geschäft abschließen! Uebrigens freut mich riesig unser Zusammentreffen hier, denn, wie gesagt, habe eine große Ordre heut hier auszuführen. Hätte Sie bei bestem Willen nicht besuchen können".

„Dann will ich nicht in Sie dringen, mich in meine Wohnung zu begleiten, aber ein Seidel hier leeren Sie doch auf das Wohl unserer Damen mit mir?"

„Jewiß, jewiß", antwortete Herz, „mit dem jrößten Verjnüjen", denn er „berlinerte" noch immer in Momenten, wo er sich besonders fein geben wollte. Das Bier kam, die Herren tranken einander zu, Robinsohn erkundigte sich, wie den Herzschen Damen der Abend bekommen wäre, und Herz versicherte mit viel Nachdruck in Blick und Wort, daß Lili von dem Herrn Doktor ganz begeistert sei.

Robinsohn lächelte geschmeichelt. „Meine kleine Schwägerin ist äußerst nett. Uebrigens habe ich, Lili betreffend, Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen." Und er erzählte von der Absicht Emil Stahl's, Lili mit der gleichen Morgengabe wie Posthuma auszustatten, und daß ihn Emil beauftragt habe, das Versprechen in einer rechtsgültigen Urkunde niederzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Brief- und Fragekasten.

Herrn K. in N. Je reichlicher Ihre Nachrichten sind, desto lieber ist es uns. Möglich, daß wir dieser Tage unsere Adresse verändern. Für kurze Zeit nur.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.